



Jeden Sonntag erscheint
eine Nummer.

Neundwanzigster Jahrgang.

N^o. 15.

Stuttgart, Leipzig und Wien.

Preis einer Nummer
15 Pfennig.

Die „Donna Anna“.

Roman
von
Rosenthal-Bonin.
(Fortsetzung.)

Zwanzigstes Kapitel.

Kapitän van Heeren betrieb die Geschäfte zur Erlangung der Versicherungssumme mit großer Eile.
„Meine Herren! Ich muß ein neues Schiff haben, ich will meine Angelegenheiten hierin schnell ordnen, dazu brauche ich Geld, ich kann mein Geschäft nicht so lange still stehen lassen und hier sitzen und die Bedenklichkeiten der Versicherungsgesellschaft untätig abwarten.“

Die Gesellschaft jedoch zögerte, die Summe zu zahlen, bevor nicht der Anstand wegen des mit Wasser gefüllten Fasses gehoben wäre.

„Nun, damit die Sache sich nicht endlos hinzieht, kann man mir ja das Faß Wein vorläufig in Abzug bringen,“ schlug der Kapitän vor. „Es wären tausend Thaler preussisch.“ Die Gesellschaft machte Ausflüchte.

„Also haben die Herren Verdacht?“ frug van Heeren zornig.

„Um die Wahrheit zu sagen, ja, Kapitän!“ antwortete man. — „Wir haben,“ bekam van Heeren weitere Auskunft, „nach Mainz geschrieben, ob ein Irrthum, eine Unredlichkeit von Seiten der Angestellten im Geschäft etwa dort möglich sei. — Die Firma zeigte sich über diese Zumuthung im höchsten Grade entrüstet und bewies uns durch Darlegung ihrer Geschäftsordnung unter Zeugenaußführung, daß ein derartiges Ereigniß bei ihnen absolut unmöglich sei. — Wie kommt jetzt ein Faß jener Leute, völlig als Wein dem

Neukern nach, mit Wasser gefüllt in Ihr Schiff, Kapitän?“ stellte man van Heeren vor.

Der Kapitän bäumte sich wild auf.

„Diese Bedenken, meine Herren, dieß Nachforschen sind eine mir zugesetzte schmachvolle Verleumdung,“ brauste er auf. „Ich habe Wein bestellt, Wein in Hamburg übernommen, Wein direkt aus dem Magazin in mein Schiff gebracht, und wenn mit diesem etwas passiert ist, so geschah das im Hamburger Lagerhaus. Ihre Bedenken gehen mich absolut nichts an!“ rief der Kapitän mit zornrothem Gesicht. „Die hohe Versicherung wollen die Herren sich zahlen lassen, wenn's aber an die Auszahlung geht, macht man Winkelzüge, das ist coulant, das ist noble Geschäftsart. Ich bin den Herren bei diesem unklaren Fall entgegengekommen, ich habe vorläufig auf die siebenzehnhundert Gulden für das eine Faß verzichten wollen, — das ist das Neueste, wie weit ich gehen kann und gehen will. — Die Sache mit dem Wasserfaß aufzuklären, ist nicht meine Angelegenheit, und



Im montenegrinischen Lager bei Antivari. (S. 170.)

bis die Herren dahinter gekommen sind, brauch' ich nicht zu warten. Ich werde meine Angelegenheit der Handelskammer übergeben."

Mit diesen Worten verließ der Kapitän das Bureau des Direktors.

Die Herren von der Gesellschaft waren vertrieben. Van Heeren ist ein toller Bursch, ein zäher Hühnerkopf, sagte der Chef, kommt die Sache vor die Handelskammer, erfährt es ganz Holland, und dafür wird Heeren auch schon sorgen, und dieß kann uns an Vertrauen in unsere Coullance mehr schaden, als seine Versicherung beträgt. — Die Meinungen schwankten hin und her. — Man zeigte stark die Neigung, van Heeren zu befriedigen. Die Direktoren kamen aber schließlich doch zu dem Entschluß, mit dem Auszahlen noch etwas zu warten.

Wir verließen Herrn Blomkist, als er die Flasche Wein aus den Fässern, welche Jansen von Bremen gebracht, von Gebrüder Wiese erhalten hatte, und belauschten den Beamten bei einem jener von ihm sehr geliebten Selbstgespräche. Wir finden ihn jetzt wieder, die Flasche, sorgsam in Seidenpapier gewickelt, unter dem Arm, auf dem Wege nach seinem Hotel am Jungfernstieg — er befand sich neuerdings in tiefem Nachdenken. — „Daß van Heeren seinen hier gekauften Wein nicht wieder auslud,“ — sprach er seine Gedankenfäden weiter — „um diesen zu verkaufen und nun den Bremer in sein Schiff zu bringen — finde ich sehr erklärlich. Außerdem hat er ja jedenfalls seine Gründe gehabt, den hiesigen Wein jenem in Bremen vorzuziehen, sonst hätte er ihn dort nicht abbestellt, und daß er ihn dort abbestellt, berichtet soeben das Telegraphenbureau in Bremen auf meine Anfrage — das ist Alles in Ordnung. Ein Austausch der Fässer hat nicht stattgefunden, denn van Heeren lud hier die neuangekommenen aus, — was kann er denn gemacht haben?“ — „Sann Blomkist und noch von Neuem lange an unterwegs gekauften Hyazinthen. „Im Hafen hat nichts Verdächtiges stattgefunden, der Agent erkundigte sich genau,“ fuhr Herr Blomkist fort, „die Sache ist unerklärlich, und ich kann jetzt mein Weinmuster — die Sorte ist gut — gemüthlich austrinken. Aber nein,“ unterbrach sich Herr Blomkist, „wenn's nichts nützt, schadet es nichts. Ich möchte gern wissen, bei wem die erste Bestellung nach Bremen gemacht war und weshalb Heeren sich so schnell anders entschloß, und will bei den Mainzern anfragen, ob sie mir nicht vielleicht gefälligst Auskunft geben könnten, von welcher Handlung der Wein aus Bremen ist, den ich hier habe. Sie können mir die Antwort nach Rotterdam schicken,“ und Herr Blomkist packte sorgfältig die Flasche Wein ein und sandte sie sofort mit einem überaus höflichen Schreiben an die Mainzer Firma ab — dann packte er sein Kofferchen und dampfte nach seinen heimathlichen Niederungen.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Paul Sivers ward, wie wir wissen, gerettet, es nahm ihn das belgische Schiff Leopold, erschöpft und sprachlos von der ausgestandenen Angst und Anstrengung, auf und verpflegte ihn nach Kräften. Am nächsten Tage war der junge Matrose so weit hergestellt, um erklären zu können, daß er von der Mannschaft der verbrannten Anna sei und sich habe vermittelst des Kortringes retten können. — Beim Sprung in's Wasser sei er besinnungslos geworden, und als er wieder zu sich kam, befand er sich ziemlich weit vom brennenden Schiff und hörte und sah keine menschliche Seele. Als die Sonne hervorkam, bemerkte man ihn vom Leopold aus, das den gleichen Kurs wie die Anna fuhr.

Die Bescheidenheit, Nüchternheit und das gebildete Benehmen des jungen Mannes während der zweitägigen Fahrt weckten die Theilnahme des Kapitäns für ihn, und als der Leopold in Ostende einfuhr, versprach der Kapitän dieses Dampfers, sich für ihn verwenden zu wollen.

Auf der Hafentanzlei wurde der Fall gemeldet und Paul Sivers zeichnete seinen Namen in das Hafensbuch ein, man gab ihm neue Kleider und bot ihm Reisegehalt nach Holland an.

Paul bat, vorerst hier bleiben zu dürfen.

„Ja, Freund, das geht nicht an,“ antwortete der Hafentanzkapitän.

„Ist denn Ihr Kontrakt mit der Anna abgelaufen?“ kam der Kapitän des Leopold Paul zu Hülfe.

„Ich war bei der Anna gar nicht definitiv angestellt und habe gar keinen Kontrakt,“ berichtete Paul der Wahrheit gemäß, „ich bin auch nicht Seemann von Beruf, sondern leistete nur Aushilfsdienste bei der Anna und hätte das Schiff ohne Zweifel in Rotterdam wieder verlassen, da ich bei dieser meiner ersten Dienstreise schon die Ueberzeugung gewonnen habe, daß ich nicht zum Seemann geschaffen bin.“

„So besitzen Sie also gar kein Dienstbuch?“ frug der Hafentanzkapitän.

„Rein, denn ich bin Diamantschleifer von Profession.“

Die beiden Kapitäne sahen sich verwundert an.

„Nun, dann bleiben Sie in Gottes Namen hier,“ sprach der Hafentanzkapitän. — „Legitimation besitzen Sie?“

„Ja, französische,“ antwortete Paul.

„Sie werden aber kein Geld haben?“ erkundigte er sich weiter.

„Einige Gulden.“

„Das ist wenig,“ sagte der Hafentanzkapitän. „Uebrigens

haben Sie das Recht, Reisegehalt vom Staate Belgien zu verlangen,“ fügte er hinzu. Dann nahm der Führer des Leopold Jansen auf die Seite, besprach sich mit ihm und wenige Minuten darauf eröffneten sie Paul, daß auf dem hiesigen Leuchtturm die Stelle eines Hülfssdieners bei der Lampe zufällig für einige Zeit, da der eine Mann krank geworden sei, zu besetzen wäre, und frugen, ob der junge Mann diesen Posten übernehmen wolle.

„Sie sind sorgsam und nüchtern,“ sprach der Hafentanzkapitän, „als Diamantschleifer verstehen Sie doch gewiß Alles blank zu putzen, also werden Sie den Posten versehen können.“

Paul nahm mit Dank diese Unterkunft an und ward sogleich von einem Mann mit einem Kahn zum andern Kai des Hafens, wo der Leuchtturm sich befand, hinübergeführt.

Der Leuchtturm von Ostende liegt, von dem großartigen, höchst eleganten Seebade und dem Städtchen durch das Wasser der Hafeneinfahrt getrennt, ziemlich einsam.

An seinem Fuße ein so großer runder Bau, daß zwei große Zimmer und zwei kleinere nebeneinander darin gut Platz haben, steigt er über hundert Fuß, immer schmaler werdend, in die Höhe, bis er oben nur noch für die Laterne und einen rund um diese laufenden zwei Fuß breiten Gang Raum gewährt.

Eine massive steinerne Treppe, zuletzt eiserne und zierlich, steigt in ihm auf und mündet in der Laterne, welche sozusagen auf dem Thurm steht, unter dieser ist eine Kammer für die Nachtwärter, kleinere Gefäße zur Aufbewahrung einer Reservelampe, der Auffüllkannen, der Putzgeräthschaften und des Vorrathes.

Die Laterne, bienenkorbförmig, aus geripptem, zoll-dickem Krystall bestehend, gleicht einem Glaspavillon, hat gegen fünfzehn Fuß Höhe und im hintern Theile, der dunkel ist, befindet sich die Lampe, hinter dieser ein großer versilberter Metallspiegel. Vor der Lampe ist bis zum Glase noch Raum, daß vier Personen bequem sich bewegen können — die Lampe hat eine Größe, daß an ihren Rundbrenner eine Leiter beim Putzen angelegt wird, — würde man den Docht auseinanderhalten, so dürfte er sich als ein nahezu zoll-dickes Gewebe von etwa zwei Fuß Breite darstellen.

Von der Höhe des Thurmes aus sieht man zehn Stunden weit in die See hinaus und über endlose Fruchtfelder des belgischen Landes. Zu Fuße des Leuchtturms liegt der Hafen und jenseits dieses, hinter einer auf den Dünen erbauten Palastreihe, das Schifferstädtchen Ostende nebst den eleganten Quartieren für die Badegäste.

Die Obliegenheiten der Leuchtturmwärter bestehen in sorgfältiger Reinhaltung der großen Laterne und im Putzen, Reguliren der Rieselampe, die Nachts ungetrübt brennen muß.

Ein Wärter wacht des Nachts nur vier Stunden in dem unter der Lampe befindlichen Raum, dann wird er von dem zweiten abgelöst.

Tag und Nacht haben die Wächter das Ein- und Auslaufen der Schiffe in den Hafen nach Zeit und Stunde in ein Buch zu notiren, die in Schweite am Thurme vorüberfahrenden Schiffe genau nach Richtung und Stunde einzu-tragen, und falls sie etwa ein auf den Hafen zusteuerndes Fahrzeug wahrnehmen, den Leuchtturm unten in der „Station“ mittelst Telegraph davon zu benachrichtigen.

Das war der Beruf, in welchen Paul jetzt eintrat, er fand sich schnell in seine Geschäfte und führte sie zur Zufriedenheit aus. Er mußte häufig Nachts zur Unterstützung des Wärters, was ein großes Vertrauen bezeugte, bei diesem wachen.

Die erste dieser Nächte brachte Paul argen Schrecken. Die Lampe war angezündet, die Finsterniß senkte sich auf Meer und Land schwärzer herab und die Lampe sandte ihre gewaltige Flut blendender Lichtstrahlen in die dunkle Wasserwelt hinaus.

Es herrschte hier oben in den Lüften eine lautlose Stille, man hörte nichts als das Surren des zur Verbrennung aufsteigenden Oeles bei der Lampe und den leisen, summenden Luftstrom, welchen die große Flamme verursachte. — Plötzlich gab es einen Krach am Glase der Laterne, einen dumpfen, schreiartigen Laut — und dann wieder einen solchen Ton. — Entsetzt fuhr Paul auf und rief den Wärter. „Was kann das sein?“ schrie er bebend.

„Was denn?“ frug dieser verwundert. „Es schlug etwas gegen die Laterne und schrie fast wie ein Mensch.“

„Ach,“ lachte der Wärter, „das sind Seevögel, die, vom Licht angezogen, in ihrer Dummheit mit voller Kraft gegen die Laterne fahren. Morgen können Sie vielleicht ein Duzend mit gespaltenen Schnäbeln oder zerfetztem Hirn unten am Boden finden — oft haben wir auf diese Weise einen guten Braten — der Herbst beginnt jetzt — nordische Vögel gehen nun nach dem Süden, und da gibt es von diesem Federvieh bis zum Winter Hunderte, die auf diese Weise das Leben verlieren.“

Bums! Klang es, Schreien — Klattern — und wieder hatte ein Vogel, jener Schutz- und Hülfsvorrichtung für die klügere Menschenwelt wegen, wahrscheinlich sein Leben lassen müssen.

Sonst flossen ereignislos die Tage für Paul hin. —

Er würde keinen Menschen außer den Leuchtturmsbewohnern zu Gesicht bekommen haben, wenn nicht täglich einige Badegäste von der jenseitigen Stadt zur Besichtigung des Thurmes gekommen wären, — Paul führte sie herum

und der eigenartig hübsche Mensch, dem seine Haare zu wachsen anfangen, was den edel orientalischen Charakter seines Gesichtes bedeutend verstärkte, hatte durch Geschenke, besonders von Damen, eine recht gute Einnahme.

Eines Tages, als wieder eine Gesellschaft Badegäste den Thurm bestiegen, von denen der alte Wärter den einen Theil, Paul den andern führte, glaubte er unter den Gästen seines ältern Kollegen eine ihm bekannte Dame zu erblicken.

Auch diese Dame — es war dieß ein sehr elegantes, nicht großes, lebendiges Fräulein, voll von Gestalt, mit runden rosigem Wangen, Stumpfnäschen und großen, etwas hervortretenden blaugrauen Augen, — fixirte den jungen Mann, der die anderen Gäste führte, auffallend.

Paul konnte sich nicht recht klar werden, wo er diese Dame schon gesehen hatte.

Das Fräulein jedoch war beinahe sicher, wo zuletzt dieser interessante, schöne Mann ihr vor Augen gekommen, denn sie schrieb an ihren Vater. — Die Stelle des Briefes lautete:

„Uebrigens, lieber Papa, habe ich hier als Leuchtturmwärter angestellten einen jungen Mann gesehen, welcher dem Paul Sivers, der uns den Diamanten genommen haben soll, was ich übrigens nie und nimmer glaube, so täuschend ähnlich sieht, daß, wüßte ich nicht, er wäre ertrunken, ich darauf schwören möchte, hier lebt Paul Sivers.“

Unterzeichnet war der Brief: „Dortchen Snider“, und adressirt an „Herrn Ottomar Snider, Firma D. und M. Snider, Gebrüder, Diamantschleiferei, Amsterdam.“

Fräulein Dortchen suchte in der Folge öfter den Leuchtturm auf, — sie war so sehr neugierig, sich zu überzeugen, ob dieß wirklich der Ertrunkene sei, oder ob sie nur eine ganz wunderbare Aehnlichkeit täuschte, — es fügte sich aber stets so, daß der Gesuchte entweder auf der Leuchtturmsstation oder im Hafen beschäftigt war, Dortchen Snider ihn also nicht sah, was seltsamerweise sie verstimmt machte. Dortchen Snider ärgerte, wie sie sich sagte, diese Ungewißheit. Den ganzen Tag slogen unwillkürlich ihre Blicke zu dem Leuchtturm, der ihr stets einem Riesenfragezeichen gleich, wie sie wieder bei sich sagte, vor Augen stand und sie an diesen merkwürdigen Fall mahnte, und Dortchen schalt sich thöricht und dumm darüber, daß sie sich damals genirt und den „schönen Menschen“ nicht gleich angesprochen habe.

(Fortsetzung folgt.)

Im montenegrinischen Lager bei Antivari.

(Bild S. 160.)

Dulcigno ist noch immer nicht den Montenegrinern übergeben, wie dieß in dem Berliner Vertrage festgesetzt worden. Die Pforte jögert, ihre Versprechungen zu erfüllen und die orientalische Frage ist wieder brennend geworden. Die Vertragsmächte drängen und die Montenegriner stehen in Waffen. Letztere haben jedoch nicht die Macht, allein den Albanen Dulcigno zu entreißen, die Vertragsmächte wollen nicht direkt an der Sache theilnehmen und Menschenleben für die Montenegriner opfern. Man sieht „Gewehr bei Fuß“ auf montenegrinischer und auf albanesischer Seite — bereit, jede Minute loszuschlagen. Was dann aus der orientalischen Angelegenheit wird, weiß Gott. 6000 Montenegriner mit sechs Geschützen stehen zwischen Antivari und dem Skutarisee.

Unsere Illustration zeigt hier eine Szene vom montenegrinischen Lager: im Walde kampirnde Montenegriner, die beschäftigt sind, ihr frugales Mittagmahl sich zu kochen. Die Frauen, welche in den montenegrinischen Kriegen stets sehr leidenschaftlich sich betheiligten hatten, indem sie die abgeschossenen Waffen luden, die Männer ermunterten und der Verwundeten sich annahmen, sehen wir auch hier als Proviantträgerinnen durch das Lager wandern; sie vertreten sozusagen den Bagagetrain. Dieß Bild, nach der Natur aufgenommen, verjagt uns vortrefflich in jene Fels- und Schluchtenwildnisse, mitten unter die wilden, urwüchsigen Krieger.

Schillers Werke.

(Bilder S. 173.)

Die Weihnachtszeit, die Zeit der Geschenke, naht heran, und der sorgliche Spender fängt an zu sinnen, was er für seine Lieben auswählen soll. Ein gutes Buch, ein schönes Werk von klassischer Geltung hat ewigen Werth, zu jeder Zeit, für jedes Alter bleibt es eine Quelle edelsten Genusses. Das Werk soll aber auch ein weisvolles, festliches Gewand, eine hübsche Ausstattung haben, und diesem entspricht die herrliche Prachtausgabe von Schillers Werken im Verlag von Eduard Hallberger. Der Text dieser schönsten deutschen Ausgabe ist bekanntlich von Prof. Dr. J. G. Fischer revidirt und stammen die Illustrationen von unseren ersten deutschen Künstlern. Das ist keine fabrikmäßige Herstellung einer illustrierten Ausgabe; hier ist Alles echt, edel, sorgfältig gewählt und auf das Sauberste und Gewissenhafteste ausgeführt. In angenehmem großen Format, auf starkem schönem Papier gedruckt, ist der Text durchflochten von einer überraschenden Fülle großer und kleiner Bilder, die, an und für sich interessant und künstlerisch schön, die Worte gleichsam erläutern und dem Geiste des Lesers manches entfernt Liegende klar bringen. Daher sind diese Illustrationen nicht nur ein Schmuck, sondern auch sogar für sehr viele Leser eine Ergänzung zu den Werken des beliebtesten unsrer Dichter. Wir führen hier unseren Lesern einige Illustrationen aus diesem Werk vor. Die erste stellt aus dem bekannten Gedicht „Der Ring des Polykrates“ den Moment dar, wo der vom Herrscher zur Verlobung der neidischen Götter in's Meer geworfene kostbare Ring im Busche eines Fisches wiedergefunden wird, die Götter also das Opfer nicht annehmen. Die beiden kleinen Bilder stellen Max Piccolomini und seinen Vater aus „Die Piccolomini“ und aus „Wallenstein's Tod“ Thelma und die Herzogin, welche die von banger Ahnungen befallene Tochter tröstet, dar.

Vögel in der Volksfage und im Volksglauben.

Von

S. Sundekin.

IV.

Auf der Grenze zwischen Wald und Feld treffen wir

die Goldammer

an. Sie singt vom frühesten Morgen bis zum spätesten Abend, und da hat sich das Volk ihren Gesang mit sehr glücklicher Nachahmung in den Ruf überetzt: „S is, S is, S is noch viel zu früh!“ Eine andere Deutung heißt: „Wenn ich ein Sichel hätte, wolk' ich mit schnitt!“ Der Dichter Julius Rosen aber sagt von der Goldammer:

„Gork', ein Vöglein singet:
Wie, wie hab' ich dich lieb!
Singe wieder, daß es klinge:
Wie, wie hab' ich dich lieb!“

Sehr stolz klingt ihr Ruf: „Edl, edl, edl bin ich!“

Treten wir in den Wald ein, so begegnet uns zuerst

der Fink.

Sein Vorkauf, von dem er den Namen erhielt, ist das bekannte: „Fink!“ oder „Pink!“ Sein eigentlicher Gesang oder Schlag besteht aus einer Reihe von kurzen, schnell hintereinander wiederholten Lauten mit einem regelmäßigen, plötzlich in die Höhe gehenden Schluß, und dieser insbesondere ist es, der seinem Lied jenes auffaehrende gibt, das sich in dem Gesang keines andern unserer einheimischen Sänger wiederfindet. Man unterscheidet eine Menge Finkensschläge und hat einem jeden derselben auch einen besondern Namen gegeben, wie: „Reit' herzu! Weingefang! Bräutigam! Mit so viel! Kuhdieb! Outjahr!“ u. s. w. Der „Weingefang“ singt: „Frik, Frik, Frik, willst du mit zu Weine gehen?“ — und der „Bräutigam“ ruft: „Fink, fink, fink, fink, willst du nicht den Bräut'gam zieren?“ In Süddeutschland singt der Buchfink: „Wenn du mein Nestle find'st, will ich dir 'n Krü-jerr-le gean (geben).“ Auch heißt es wohl: „Schütt', schütt', schütt' mir die Kräu'tschesbier, die dich'!“ In Westphalen heißt es im Volksmunde: „Sch, sch, sch, häßte mine Graite (Grete) nit chlain?“ — „Süh', süh', süh', da sitt sie im Wäsch'telbusk!“ Der Blutfink ruft: „Der Wein ist aus, wir zapfen Bier, Bier, Bier, Bier!“

Die Singdrossel

ist eine zärtliche Gattin: „Philipp (Viel Lieb), Philipp! Wo bistu?“ fragt sie, und das Männchen antwortet: „Im Siepen.“ Die Schwarzdrossel ruft die Gefährtin: „Lisebett! Lisebett! Wisse nich' halle kommen?“ „Süh', süh', süh' — süh'! (Sonst — sieh'!)“ Dieses „Sonst — sieh'“ ist der bedrohten Gattin wohl bekannt, und sie bereit sich denn, um des häuslichen Friedens halber vor dem zehrenden Herrn Gemahl zu erscheinen, dessen Jörn denn auch schnell verrauht ist und der besänftigt ruft: „Lisebettel! Lisebettel!“

Plötzlich schreut uns ein Ruf auf! Es ist das wohlbekannte Rukuf.

Hoch oben im Baume sitzt der lustige Vogel und scheint mit den Menschen Verstecken zu spielen, denn man hört wohl seinen Ruf, aber zu sehen bekommt man ihn nur selten. Daher rühren auch die häufig vorkommenden Redensarten: „Geh' zum Rukuf!“ oder: „Des Rukufs werden“, wie er auch mit dem „in den April schiken“ in Verbindung steht. In England sagt man nämlich dafür:

„On the first day of April
Hunt the gowk another mile.“

was zu Deutsch etwa heißt:

„Im Monat April am ersten Tage
Den Rukuf eine Meile weiter jage.“

Das Wort „gowk“ bedeutet ursprünglich „Rukuf“, der in der Regel am ersten April erscheint und auf den dann von Baum zu Baum eine Meile weit Jagd gemacht zu werden pflegte; später jedoch nahm der Ausdruck „gowk“ auch die Bedeutung „Gek“ an. In Schottland hat sich die Rukufsjagd bis auf den heutigen Tag erhalten und wird öfters in Ermanglung eines wirklichen Rukufs ein Mann dazu erkoren und gejagt. Der Rukuf läßt sich übrigens niemals vor dem 3. April hören, nach dem Volksglauben sogar erst am 14., 27. oder 28. Da er ein Regenvogel ist, so herrscht bei seiner Ankunft, wie man in Skandinavien und Deutschland glaubt, Sturm und Regen, wozu wohl auch die Redensart: „Da schlag' der Rukuf drein!“ in Verbindung steht, wie die: „Das weih' der Rukuf!“, in seiner Eigenschaft als kluger und wahrjagender Vogel, als welcher er seit der ältesten Zeit gilt. Indem und Deutschen war er heilig und man holte ihn, wie Storch und Schwalbe, feierlich ein. Wer ihn anmeldete, erhielt in Westphalen ein Ei zum Geschenk. Seine eigenen Eier legt der Rukuf bekanntlich in fremde Vogelnester, weshalb er für leichtsinnig und wankelmützig gilt. Trotzdem steht der Rukuf mit der Ehe in naher Verbindung. Die griechische Götterin Hera hatte zu Argos ein Bild, auf welchem sie eine Krone auf dem Haupte, in der einen Hand einen Apfel und in der andern ein Szepter mit einem Rukuf trug. Die Sage erzählt: Zeus habe sich einst, um nicht erkannt zu werden, in der Gestalt eines Rukufs in ihrem Schoohe verborgen. Das Erblicken des Vogels ist für Heirathslustige ein gutes Zeichen, und man befragt ihn gerne, wie lange man noch unverheiratet bleiben wird, wobei die Zahl seiner Rufe die Anzahl der Jahre bedeutet. In Rheinland und Westphalen fragt man ihn auch: „Rukuf, Spedbus, id' bist' di: seg mi doch, wö'völ Joer läw id' noch?“ Gesungen wird auch im Volke: „Rukuf! Eierchlud!“ oder: „Rukuf! sup en Ei ut, fret de Schale net, dann werste dich und fett!“; im Harze und in Waldeck: „Rukuf, schniet Sped up!“

(Schluß folgt.)

Durch die Thüre.

Novelle

von

S. Binder.

(Nachdruck verboten.)

„... Und so hoffe ich, mit meiner diesmaligen Einladung keine Fehlbilte zu thun, wie im vergangenen Jahr. Das aber muß ich Dir noch sagen: Glaube nicht als Sieger in zum Voraus eroberte Lande einzuziehen; ich war sehr vorsichtig, die Kleine weiß kein Wort von meinen Plänen und dürfte Dir die Werbung möglicherweise nicht ganz leicht machen. So keck sie sein kann, manchmal ist sie doch ein scheues Vögelschen und hat, namentlich im Verkehr mit jungen Männern, etwas Zurückhaltendes bekommen, von dem ich noch nicht weiß, ob es vortheilhaft oder unvortheilhaft gegen ihre sehr lebendige Art von früher absteht. Reizend ist sie, um Allen den Kopf zu verrücken, selbst einen so ernsthaft gewordenen, wie den meines spröden Reffen. Ich kann nur wiederholen, komm', sieh' selbst und gehe ungefesselt wieder von dannen, wenn Du kannst, mein lieber Junge.“

So schloß der Brief. Lachend halb und halb verstimmt faltete ich ihn wieder zusammen. Der liebe Junge bin nämlich ich, Max Otto Meerfeldt, Rittergutsbesitzer auf Meerfeldten und Neuhaus, und die mich also anredete, eine besorgte Tante, die Wittwe eines Stiefbruders meines Vaters, die mich aber, trotz des geringen Grades unserer Verwandtschaft, von Kindheit auf liebgehabt und verzogen hatte und nun seit ein paar Jahren eifrig bemüht war, meinem Schicksal nachzuhelfen und mir eine junge Frau in die Arme zu führen. Zum Glück für meine Ruhe lagen unsere gewöhnlichen Aufenthaltsorte eine Tagereise auseinander; im Sommer noch weiter sogar, da sie während der schönen Jahreszeit einen kleinen Feriensitz zu bewohnen pflegte, noch einige Meilen hinter der Stadt, in der sie eigentlich lebte. Im vorigen Jahr schon hatte sie mich dorthin eingeladen, ohne daß ich der Einladung gefolgt wäre; damals hatte sie den Grund, der sie meine Anwesenheit so dringend wünschen ließ, klug zu maskiren gesucht, aber ich hatte zwischen den Zeilen so klar gelesen als heute, wo sie mit vollständig geöffnetem Bistir vorrückte, und verspürte jetzt so wenig Lust wie früher, ihr den Willen zu thun. Nun kam aber in diesem Jahr schon der zweite Brief, noch bestimmter, noch unzweideutiger als der erste; ich mußte den Absichten der guten Tante entweder ein ebenso unzweideutiges, sie jedenfalls beleidigendes: „Ich will nicht“ entgegenhalten, oder aber in Gottes Namen ihrem Ruf folgen und mich und mein Herz der Gefahr aussetzen, mit einander in Gefangenschaft zu gerathen. Meine Ausflüchte vom vorigen Jahr waren diehmal unbrauchbar. Die Ernte war vorüber, meinem trefflichen Verwalter hätte ich ja ohnehin Alles überlassen können und so begann ich immer lebhafter mich zu erinnern, wie viel Dank ich doch eigentlich der Tante schuldig sei, und daß sie nicht verdiene, ihre Pläne von mir ohne alle Prüfung verworfen zu sehen. Wer hatte von Kindheit an dem Reffen wonnevolle Ferien bereitet; wer den etwas knappen Wechseln des allezeit vorsichtigen Papa während der Studien- und Militärjahre auf's Glänzendste nachgeholfen; wer nach dem frühen Tod seiner Eltern dem Heimatlosen, wenn er von seinen Wanderzügen auszuruhen sich sehnte, die Flamme ihres Herdes so warm und hell anzufachen gewußt, daß er den eigenen, kaum vermigte? Alles sie, die Gute, immer Heitere und Verständnißvolle! Und sollte ich, der Gegenstand so vieler Fürsorge, mich nun als ein Ungeheuer von Undankbarkeit entpuppen, weil diese Fürsorge einmal einen Schritt weiter ging, als mir lieb war? Keinen kleinen Schritt freilich, vielmehr einen, der, wenn ich ihn mitthat, mein Leben in vollständig andere Bahnen brachte. Aber hatte ich ihn denn schon gethan, wenn ich der Tante etwas mehr Entgegenkommen zeigte als bisher, war ich nicht noch immer Herr meines Willens, oder etwa im Besitz eines so unbewachten Herzens, daß dasselbe nichts Besseres zu thun gewußt hätte, als sich an die nächsten besten schönen Augen wegzugeben? Nein, wahrhaftig! Ein ungeheurer Männerstolz begann sich in mir zu regen, ich entschloß mich kurz, schrieb der Tante, allerdings ohne ihres Planes mit einem Worte zu gedenken, daß ich im Laufe der beginnenden Woche bei ihr eintreffen werde, und reißte ab. Glückliche Tage noch streifte ich in den grünen Bergen meiner Heimat umher und näherte mich nur langsam und auf Umwegen dem Ziel meiner Reise. Eine sechsstündige Eisenbahnfahrt brachte mich am vierten Tag Abends, erblüht, staubig und der ganzen Geschichte schon herzlich müde in eine größere Stadt, die ich schon manchmal berührt hatte, die mir aber von jeher unympathisch gewesen war. Im zweiten Stock meines gewohnten Hotels fand ich ein Unterkommen, wechselte den Anzug und trat, da ich schlechterdings nichts Anderes vorzunehmen Lust hatte, einen verdrossenen kleinen Spaziergang durch die Stadt an. Er kam mir sehr ungemüthlich vor. Die Menschen, denen ich begegnete, sahen so matt und langweilig aus; die Straßen waren so erfüllt vom Dunst und Staub des heißen Tages, so widerwärtig hell von den schrägen Strahlen der Abendsonne; die Läden meist verhängen und da, wo die Kouleaux aufgezogen waren, nichts

zeigend, als jene Sammlung von altmodischen und verblühten Gegenständen, mit denen während der todtten Saison die Schaufenster angefüllt zu sein pflegen. An dem einen hingen ein Molke und ein von der Tann in schweigender Sommermüdigkeit sich gegenüber, man sah ihnen ordentlich an, wie heiß es da hinter den Scheiben sein mochte, und daß sie nicht gähnten, war Alles.

Als die Sonne nicht sowohl untergegangen, als vielmehr hinter einer breiten Wolkenbank versunken war, ging ich nach meinem Hotel zurück, als ohne Appetit in dem öden Speisesaal zu Nacht und stieg in einem Anfall von grossender Weltflucht hinauf in mein Zimmer. Dort setzte ich mich mit einer Cigarre auf's Sopha und besann mich, ob ich morgen schon vollends zur Tante hinfahren, oder noch einen Abstecher, gleichviel wohin, machen sollte. Ich lachte laut darüber, daß ich immer wieder einen Grund zurechtzumachen suchte, später dort einzutreffen, und begann mich einmal ernsthaft zu fragen: warum? Aber die Antwort kam nicht so recht heraus. Schon seit Jahren war ich Herr meiner Verhältnisse, konnte frei verfügen über mein Eigenthum und meine Person, warum war mir von all' den lebenswürdigen Mädchen, die ich kannte, noch keine im Ernst begehrendwerth erschienen? Wie ein leichter Flor lag's vor meinem Auge, wenn ich mich anstrengte, hier klar zu sehen; in einzelnen Momenten war's wohl, als grüßten traumhaft daraus hervor zwei dunkelblaue Augen und eine weiße Stirn unter braungoldenem Haar, aber wenn ich das süße Gesicht festhalten wollte, so verschwand's. Ja damals, als unter Eis und Schnee, aus meinem Pelz hervor, es mir in Wirklichkeit gelächelt! War's möglich, war's der alte, halbvergessene Traum, der mich im Stillen noch gefesselt hielt? Und doch hatte ich so lange, lange nicht mehr daran gedacht, und doch machte ich jetzt diese Reise um einer Andern willen, die ich noch weniger kannte! Als kleines Mädchen hatte ich sie wohl gesehen, eben bei der Tante, deren leibliche Nichte sie war: eine vorlaute, dunkeläugige Here, die noch im Kinderröckchen lief, als ich schon in stolzer Freiwilligenuniform mich präsentirte. Seitdem war ich ihr nicht mehr begegnet und ach! mein Herz schlug so gar nicht lauter, wenn ich mir zurückrief, wie ich sie auf den Knien geschaukelt und mit ihr gespielt hatte. Das sollte nun meine Frau werden? Ich kam mir schon wie verkauft vor und begann unziemlich wieder meine Reise und ihren Zweck zu verwünschen, bis ich mich schämte und mich von Neuem still auf's Sopha setzte. Draußen dunkelte es stark; die Wolken waren heraufgezogen, ein eintöniger Sommerregen tickte gegen die Fenster, meine Cigarre war ausgegangen und ich zu träge, eine neue anzuzünden. Den Kopf auf die Hand gestützt, mit geschlossenen Augen, sah ich brütend und dachte misanthropisch an lauter unangenehme Dinge.

Ich hätte nicht genau anzugeben vermocht, wie lang ich so gefesselt, als ich mich endlich erhob und mich durch den fremden Raum nach dem Spiegelglas hintastete, auf dem ich die Lichter hatte stehen sehen. Beide anzündend sah ich auf meine Uhr, es war halb zehn. Oben war ich im Begriff, nach meinem Hut zu greifen, um unten im Speisesaal nachzusehen, ob nicht doch noch Gesellschaft zu treffen sei, als ich auf dem teppichbelegten Korridor dienstbesessene Kellnerfüße dahineilen hörte, denen leichte Damenschritte zögernd folgten. Das Zimmer neben dem meinigen, das letzte in der Reihe, wurde aufgeschlossen und gleich darauf hörte ich durch die Thüre, vor der nach leidiger Gasthofsitte mein Sopha stand, vollkommen deutlich sprechen.

„Gut, Herr Oberkellner,“ sagte eine klare Mädchenstimme, „das ist ja ganz hübsch. Wohnt in dem Zimmer nebenan wirklich Niemand?“

„Niemand, gnädige Frau; auf dem ganzen Stock Niemand, wie ich Ihnen bereits gesagt.“

„Dann wollen wir hier bleiben. Darf ich bitten, uns nun Thee heraufzuschicken?“

„Vollständig servirt?“

„Vollständig. Nicht wahr, meine Liebe? Wir haben nicht zu Mittag gespeist.“

Das Geräusch, mit dem der abgehende Kellner die Thüre schloß, benützte ich, um die meinige gegen den Korridor zu öffnen. Er prallte zurück, als er meinen herausgesteckten Kopf sah, machte mir aber so lebendige Geberden des Stillstehens, daß ich trotz meines Jörnens die Stimme zum Klüstern dämpfte.

„Wie können Sie die Unverschämtheit haben, Mensch, mich nur so ohne Weiteres aus meinem Zimmer wegzulügen?“ frug ich.

„Um Gottes willen, Herr Meerfeldt, ich dachte, Sie seien längst zu Bett, weil Sie nicht klingelten und auch nicht herabkamen. Ich lag ja nur aus Verzweiflung. Das Zimmer neben dem Ihrigen ist das einzige, das wir auf diesem Stock den Damen noch anzubieten hatten, alle übrigen sind von den beiden Familien besetzt, die wir morgen, oder vielleicht noch heute Nacht zurückwarten können. In den dritten Stock aber, oder auf den Flügel wollten die Damen nicht, sie fürchteten sich Beide entsehlid. Ich nenne die Größere „gnädige Frau“, um ihr Ruch einzusüßen; sie hat auch mehr davon, als die Kleinere, die sich immer nur so an sie anklammert.“

„Aber was soll nun ich thun?“ fragte ich erbost, „wie in mein Bett gelangen, wie mich überhaupt nur rühren, ohne meine Anwesenheit zu verrathen? Wissen Sie, wozu ich Lust hätte? Jetzt hineinzugehen, ein paar Stühle umzuwerfen und die große Arie aus dem „Prophet“ zu singen.“



Vierzehntausend Fuß über Meer. (S. 175.)

„Am Gottes willen, machen Sie mich nicht unglücklich! Ihr Zimmer hat ja einen Teppich und das nebenan keinen. Da können Sie immer, wenn die Damen mit ihren Abfäßen umherklappern, ein paar Bewegungen machen, und wenn ich den Tisch decke, soll das schon mit solchem Lärm geschehen, daß Sie währenddem mindestens die Stiefeln ausziehen können. Die Betten der Damen stehen ja in der Nische, zwei Zimmerlängen von dem Ihrigen entfernt, mit dem dicken Vorhang davor . . .“

„Hol Sie der Teufel!“ unterbrach ich seinen Redefluß, indem ich meinen Kopf zurückzog, und da im Nebenzimmer eben ein Stuhl geräuschvoll gerückt wurde, schloß ich die Thür und schob den Riegel vor. Da stand ich! Und was nun? Am liebsten hätte ich laut gelacht, aber ich mochte die Mädchen nicht erschrecken: sie fürchteten sich ja. Der dicke Teppich in meinem Zimmer gestattete mir allerdings, mich auch in Stiefeln geräuschlos zu bewegen, und die Abfäße der Damen klapperten, wenigstens während der ersten Minuten des Ablegens, in der That laut genug hin und her. Aber furchtsam waren sie, im Anfang klüfterten sie nur, ich konnte kein Wort verstehen. Dazwischen wurde es auf halbe Minuten ganz mäusestill, wahrscheinlich horchten sie, ob sich nichts Verdächtiges um sie her rühre. Erst nach und nach wurden sie unbefangener, als aber George eine Viertelstunde später mit klirrendem Speisebrett vor ihre Thüre trat, muß er doch eine ganze Weile warten, ehe auf sein Klopfen ein zaghaftes „Herein“ ertönte. Der Lärm, mit dem er den Tisch besetzte, ließ indessen nichts zu wünschen übrig; ich benützte ihn aber nur, um mein Cigarrenetui herbeizuholen, und sah schon wieder steif wie eine Mumie auf meinem Sopha, als er das Zimmer verließ. Aller Schlaf war mir vergangen, ich hätte mich nur wachend herumgewälzt, wenn ich jetzt schon zu Bett gegangen wäre, und mit einer Art von rachsüchtiger Bosheit dachte ich: Bin ich um eurentwillen hier zum Stillstehen verurtheilt, so will ich dafür auch das Vergnügen haben, zu hören, von was zwei Hasen sprechen, wenn sie allein sind.“

„So, nun komm' her, Kleine,“ ermahnnte jetzt die Stimme, die ich vorherhin mit dem Kellner hatte verhandeln hören, „komm' her und trinke Thee. Wir können es Beide brauchen, solche Fasttage, wie der heutige, stehen nicht oft in unserem Kalender.“

„Ach, Margaret, ich kann nicht essen,“ erwiderte die



Der Ring des Polykrates.

Andere. „Fürchtest Du Dich denn nicht? Sieh' nur den entschlichen hochrothen Plüsch und die Goldleisten überall, — das ist so gespenstisch.“

„Es werden jederzeit dort Gespenster sein, wo Du

Geschirr fortgebracht wird, und dann wollen wir zu Bett gehen.“

Ich fühlte mich sehr erleichtert von dieser Aussicht, denn es wurde nachgerade einsörmig, hier zu sitzen und zuzu-

welche sehen willst. Du bist elend vor Hunger und deshalb nervös. Komm' nur, isz und trinke, oder fürchtest Du Dich, allein durch's Zimmer zu gehen?“

„Margaret, o bitte, lache nicht, es ist ja ein schauerliches Echo hier im Zimmer. Wo Du nur auf einmal den Muth her hast!“

Ich hörte sie aber doch zum Tisch herankommen und Lassen- und Messergelirr belehrten mich, daß das Werk des Theetrinkens von Beiden begonnen ward. Eine Weile hörte man nur abgerissene Sätze: „Noch eine Tasse Thee, Margaret, ich bitte.“ — „Die Compotischale, meine Liebe.“ — „Die Butter, ja?“ — „Nicht noch ein Stückchen Huhn, Kind?“

Die letzte Frage aus dem Mund Margaret's wurde von der Andern erst nur mit einem Seufzer, dann aber mit dem nicht gerade sehr darauf passenden Ausdruck erwidert: „Ich wollte, wir wären zu Hause geblieben!“

„Vous l'avez voulu, George Dandin,“ antwortete Margaret leicht, aber mit einer kleinen verwurfsvollen Betonung auf dem „vous“. „Komm', wir wollen sehen, wohin die Fenster führen. Das Zimmer ist so groß, daß es die ganze Tiefe des Hauses einnehmen muß. Die in der Nische gehen nach dem Garten, die anderen also wohl auf die Straße.“

Eines derselben wurde geöffnet, aber schnell wieder geschlossen.

„Das regnet ja wie im November,“ klagte die Furchtsame. „Und so hoch über der Straße sind wir, wenn es nun brennt —“

„Ach, Unsinn, es brennt nicht!“

„Oder wenn Mäuse im Zimmer sind, oder —“

„Oder wenn nun plötzlich zu dieser Thüre ein Räuber hereinträt mit schwarzem Bart und einer Pistole und uns die schreckliche Wahl aufzwänge zwischen la bourse und la vie, — zum Fenster hinaus könnten wir freilich nicht.“

Margaret schloß den Satz mit Lachen, die Andern aber hatte schon bei dem Wort „Räuber“ laut aufgeschrien und jetzt jammerte sie: „Margaret, Margaret, Du malst den Teufel an die Wand. Noch einmal, wo hast Du diesen Muth hergeholt?“

„Aus Deinen furchtsamen Augen, Du einfältiges kleines Mädchen,“ erwiderte die Gefragte noch immer lachend. „Schrei nicht wieder, ich klingle jetzt, damit das



Die Piccolomini. 5. Aufzug, 3. Auftritt.



Wallensteins Tod. 5. Aufzug, 13. Auftritt.

Aus Hallbergers illustrierter Prochtausgabe von Schillers Werken. (S. 170.)

hören, und ich fing an, mich selbst wieder nach meinem Lager zu sehnen. Doch, ehe ich dahin gelangte, sollte wohl noch mancher Regentropfen an meine Scheiben schlagen! Niemals früher hätte ich mir einfallen lassen, daß das Zubettgehen junger Damen eine Sache von so unendlicher Weit-

schweifigkeit sei. Als George mit seinem Geschirrbrett und einem unterthänigen „Wohl zu schlafen“ abgegangen war, wurde erst an den zwei Thüren, die das Zimmer hatte, eine Viertelstunde lang geriegelt und auf- und zugeschlossen, bis die Damen zu dem Glauben gelangten, sie seien nun

mit Erfolg von der Außenwelt abgesperrt. Dann wurden mit viel Geräusch, aber nicht entsprechendem Geschick die Koffer geöffnet, angeblich, um die zur Nachttoilette erforderlichen Gegenstände herauszunehmen, in Wirklichkeit aber nur, um alle Gewänder, die dazwischen lagen, einer

eingehenden Prüfung und Kritik zu unterwerfen. Zur Steuer der Wahrheit muß hier bemerkt werden, daß Margaret sich dabei weit lakonischer benahm als die Andere, die in einem langen Hymnus über ein Seidenkleid, das der Freundin gehörte, all' ihre Furcht zu vergessen schien und deren bis jetzt stets alterirte Stimme auf einmal so behaglich klang, wie die eines hungrigen Vögels beim Anblick eines vollen Kirschbaums.

„Wie macht's Deine Schneiderin nur, solch' himmlische Muster zu bekommen? Es ist wirklich wundervoll, wie diese Schleifen stecken! Hast Du auch eine für die Haare? Dieß lichte Blau muß gerade Dir, mit Deinen Farben, entzündend stehen. Ueberhaupt, weißt Du, Margaret, daß Du immer schöner wirst? Nein, lache nicht, sondern laß Dir's sagen. Deine Augen sind noch viel dunkelblauer, Deine Haare, trotzdem sie eigentlich braun sind, noch viel goldener geworden, und eine Hautfarbe, wie die Deine, habe ich ohnehin noch gar nicht gesehen.“

„Ausgenommen, wenn Du selbst in den Spiegel blickst. Jetzt aber höre auf, Liebchen, mich roth zu machen, und setze Dich, damit ich Dir die Locken wickle, unter dieß winzige Häubchen wirst Du sie ungebändigt schwerlich bringen.“

„Es ist auch mein Morgenhäubchen und ich nahm es nur heraus, weil ich Dir den Vorschlag machen wollte, uns nicht in's Bett, sondern in den Morgenleidern nur auf's Bett zu legen. Auf ein Bett, Margaret, ich fürchte mich viel zu sehr, um es wo anders, als dicht neben Dir, auszuhalten. Weißt Du, was ich schon gedacht habe? Wenn wir nur ein Paar Herrenstiefel hätten, um sie vor unsere Thür zu stellen, da wären wir viel sicherer. Ich hätte daran denken und die mitnehmen sollen, in denen ich vor zwei Jahren Karl X. spielte, — aber Du lachst heute auch über jedes Wort, das ich sage.“

„Verzeih“, bat die Angeklagte wirklich herzlich lachend, „aber die Idee ist zu komisch. Glaubst Du in der That, daß die kleinen Maroquingebilde mit den Miniatursporen vor unserer Thür etwas Anderes bezwecken würden, als gerade jede Aufmerksamkeit auf uns zu lenken?“

Sie lachten nun Beide, doch mitten drin unterbrach sich die „Kleine“ mit einem Bebruch: „Du mußt vorsichtig küssen“, klagte sie, „meine Haare sind so dicht und kraus. Doch ist Dir's recht so, mit den Morgenleidern? Das meinige eignet sich zwar nicht dazu, damit auf's Bett zu liegen, weißt Du, es hat eine Watteaufalte.“

„Nun, morgen Abend kommen wir nach Hause, Evchen, da läßt sich der Schaden wieder gut machen“, bemerkte Margaret, dann war's eine Weile still.

Ein ganz eigenes Interesse aber war plötzlich in mir erwacht. Hatte Margaret ihre Gefährtin nicht „Evchen“ genannt und hieß nicht die mir von der Tante bestimmte Braut Eva? Ehe ich jedoch weiter zu denken vermochte, ergriff im Nebenzimmer Margaret wieder das Wort.

„Du darfst das Gesicht nicht so in die Hände stecken, Eva, wenn ich fertig werden soll. Aber was hast Du denn“, fuhr sie mit ganz erschrockener Stimme fort, „Du weinst ja! O Kind, Kind, das ist gegen unsern Kontrakt. Ich ließ mich von Dir zu dieser Reise bewegen nur unter der Bedingung, daß Du, was ihren Hauptgrund und Zweck anbelangt, gefaßt und muthig bleiben wollest.“

„Ich bin ja gefaßt und muthig“, versicherte die Angeredete, brach aber dabei in ein Schluchzen aus, das sehr wenig Muth und gar keine Fassung verrieth, und einmal im Zuge, fuhr sie eine ganze Weile fort zu weinen, so herzbrechend, daß ich, gegen Frauenthränen noch wenig gewappnet, auf meinem Sopha anfangs Mitleid zu verspüren. Endlich ermannte sie sich wieder.

„Verzeih, Margaret“, bat sie mit noch wankender Stimme, „ich wollte nicht, aber es mußte heraus. Jetzt ist mir leichter! Weißt Du, was mir vollends das Herz brach? Du sagtest, wir kämen morgen Abend nach Hause; Du wohnt, ich nicht, ich habe keine Heimat, drum bin ich auch ein Spekulationsgegenstand für alle Welt!“

„Evchen!“

Der warnende Ruf verhallte ungehört an der Erregung der Kleinen.

„Habe ich nicht Recht?“ rief sie. „Ist mich an diesen Neffen zu verheirathen nicht eine zwischen der Tante und dem Herrn Gerichtspräsidenten, Deinem Onkel und meinem Vormund, abgekartete Geschichte und hat man mich nur einmal gefragt, ob ich will? Im Gegentheil, die Tante suchte ängstlich alle Absicht vor mir zu verbergen, aber gerade ihre Behutsamkeit mußte mich ja aufmerksam machen. Wie sie ihn dazu gebracht hat, auf ihre Wünsche einzugehen, weiß ich nicht; vor einem Jahr hatte er tausend Ausflüchte, nicht zu kommen, während ich da war, eine immer weniger stichhaltig als die andere, man sah nur eines deutlich: er wollte nicht. Dieses Jahr nun war die Tante noch vorsichtiger gegen mich, sie erwähnte des Neffen nicht einmal, ich selbst, — was hätten meine Gedanken bei ihm thun sollen, hatten sie nicht so ganz andere Wege zu geben? Da meldet er auf einmal seine Ankunft, ob aufgefördert oder nicht, weiß ich nicht bestimmt, die Tante las mir aber den kurzen Brief so triumphirend vor, daß ich zu der Annahme berechtigt bin, sie habe ihm ihren Plan abermals vorgelegt und er denselben nun acceptirt. Wie zweifelt und rathlos ich war, Du weißt es. Der arme Stephan! So fest hatte ich ihm versprochen, unser Geheimniß zu bewahren, ein Jahr lang unter allen Umständen, und wie konnte ich das nun? Er ist so schrecklich stolz, und weil er arm ist und ich nicht, will er, daß wenigstens

seine Stellung eine bessere sei, ehe er meine Hand begehrt. In einem Jahr hofft er zu avanciren, aber wenn es jetzt schon so anfängt, was wird bis dahin noch Alles durchzufechten sein! Doch was auch kommen mag, feierlich erkläre ich: nicht Otto Meerfeldt heißt mein künftiger Gatte, sondern Stephan Trenski!“

In hellen Jubeltönen schloß die Rede, die unter Thränen begonnen worden war. Schon lang von meinem Sitz emporgeschleunigt stand ich, mit vorgebeugtem Kopf gespannt lauschend, um kein Wort zu verlieren; denn wen das Alles auf's Neueste genau anging, das war ja niemand Anderes, als ich selbst. Ob er nun aber fein oder grob, verblümt oder unverblümt, pathetisch oder trocken, lachend oder weinend, schriftlich oder mündlich gegeben wird: ein Korb ist und bleibt etwas gewaltig Verbugendes, das empfand ich deutlich an dem, der mir hier so ganz à propos, in der fremden Stadt, im Gasthof, Nachts gegen elf Uhr, durch die Thür verabsfolgt wurde. Ein paar Augenblicke stand ich wie angebetet, dann aber wich jede andere Empfindung einem wahnstimmigen Lachreiz, der meine Anwesenheit, die zu verbergen ich nun doch allen Grund hatte, um ein Haar verrathen hätte. Mit vorgehaltenem Taschentuch wankte ich zu meinem Lager, warf mich darauf nieder und den Kopf in die Decken hüllend, um jeden Laut zu ersticken, lachte ich und lachte, wie wenn ich mich zu Tode lachen sollte.

Als ich endlich meine Fassung wieder gewann, meinen Kopf aus den Decken wickelte und mir die Augen trocknete, hörte ich drinnen im Zimmer Margaret's Stimme eindringlich zu der Freundin sprechen, und obgleich mir's jetzt beinahe unritterlich vorkommen wollte, noch weiter die Unterhaltung der beiden Mädchen zu belauschen, so mußte ich doch, um dieser widerspenstigen Kleinen Eva gegenüber meine Partie von nun an mit Anstand nehmen zu können, vollends erfahren, woher die Damen kamen, wohin sie gingen und warum eigentlich sie hier auf einmal ohne Schutz und Begleitung auftauchten.

„Und so, nicht wahr, liebe Eva“, fuhr Margaret fort, „nach dem, was ich Dir nun auseinandergesetzt, siehst Du ein, daß unser Davongehen unter den obwaltenden Umständen nicht eben die klügste Handlung war, daß wir sie aber gut machen können und gut machen müssen dadurch, daß wir morgen mit dem ersten möglichen Zug, der in dieser Richtung abgeht, wieder in das Haus Deiner Tante zurückkehren. Es wird ihr, die morgen Abend selbst erst nach Hause kommt, dadurch die unliebsame Entdeckung erspart, uns ausgezogen zu finden, und auch uns hoffentlich um Deines Stephan willen die Beichte, es gewesen zu sein. Wenn ich diesen Morgen mich mehr von meiner schon damals leimenden besseren Einsicht, als von Deinen Thränen und Bitten hätte leiten lassen, so wären wir nicht hier. Ich dachte aber, daß wenn wir nur einmal bei Mama seien, unter ihrem Schutz und Beistand sich bald Alles werde ausgleichen lassen, und deshalb schwieg ich, unserm Uebereinkommen gemäß, während der Fahrt lieber über die ganze Sache; ich mochte Dich nicht unruhig machen dadurch, daß ich Dir sagte, wie thöricht und übereilt mir unser Beginnen schon seit vielen Stunden erscheint.“

„O Margaret, thöricht und übereilt!“ rief die Kleine, und Trost und Thränen rangen in ihrer Stimme um die Oberhand.

„Gewiß“, fuhr diese ruhig fort, „Du wolltest Dich durch die Klucht zunächst einer unliebsamen Begegnung entziehen, dann aber vor Allem Dein Geheimniß wahren; es ist beinahe unbegreiflich, daß keiner von uns Beiden der Gedanke kam, wie wir dieß Geheimniß eben dadurch vollkommen preisgeben. Denn zunächst würdest Du doch von allen Seiten gefragt werden: Warum bist Du denn geflohen?“

„Weil ich diesen Otto nicht haben will!“ ließ sich Evchen's Stimme vernehmen. Jede Spur von Thränen war daraus verschwunden, der Trost allein regierte noch.

„Gut, aber die zweite Frage wäre jedenfalls die: Woher weißt Du denn, daß Du ihn nicht willst, da Du ihn ja gar nicht einmal kennst? — Und damit wären wir bereits auf dem Punkt angekommen, wo Du, Evchen, keinen Ausweg mehr wüßtest und so, wie ich Dich kenne, ganz gewiß nicht anders sagen würdest, als stolz und triumphirend die Wahrheit. Deshalb noch einmal, wir dürfen nicht, wie wir wollten, vorwärts zu Mama, sondern müssen zurück zu Deiner Tante. Ein Glück, daß meine liebe Mutter auf diese Weise, erst nachdem die Sache wieder gut gemacht ist, erzählt, wie Diejenige, die sie mit einigem Stolz ihre vernünftige Tochter zu nennen pflegt, das erste Mal, daß sie von ihr entfernt ist, gleich am dritten Tag dieser Entfernung etwas begehrt, das, verzeihe, Evchen, sehr unvernünftig ausseht.“

„Aber was dann thun?“ rief diese, „wenn wir nun wieder bei der Tante sind und dieser liebe Otto anrückt, mir den Hof macht (ohne Sorge, Fräulein Eva!) und mich am Ende gar haben will? Ich weiß aber, was ich thue,“ unterbrach sie sich selbst und schlug die Hände zusammen, „Kopfschmerz werde ich haben und nicht zum Vorschein kommen, so lang er da ist, und muß ich je erscheinen, so will ich mich schon von einer Seite zeigen, die ihm entleiden soll, meine übrigen kennen zu lernen.“

„Du wärst's im Stande,“ versetzte Margaret in einem Ton, dem man ihr Lächeln anhörte, „so wie Du da auf dem Tisch sitzt, die Füße auf den Lehnstuhl gestemmt: der reguläre kleine Eigensinn. Aber Du wirst's doch nicht so machen, sondern Du wirst, nicht gleich von Anfang an,

aber nöthigenfalls, Herrn Meerfeldt selbst in's Vertrauen ziehen, ihm sagen —“

„O ja, damit er hingeht und Alles der Tante wieder klatscht, und die dem Vormund, und der am Ende noch meinen armen, lieben Stephan zur Verantwortung zieht.“

„Wir Beide kennen Herrn Meerfeldt nicht, Eva“, sagte Margaret sehr ernst, „so lange wir ihn aber nicht kennen, haben wir in ihm einen Mann von Ehre vorauszusetzen und einem solchen gegenüber wird Dein Handeln leicht sein, weil es frei sein darf. Was blickst Du mich auf einmal so gedankenvoll an?“

„Weil mir eben noch ein anderer Ausweg einfällt, ein ganz reizender, köstlicher!“ Damit sprang sie vom Tisch herab und auf Margaret zu, wenigstens klapperten ihre Absätze nach der Richtung, in der ich Jener Stimme vernommen hatte. „O süße Margaret,“ zwischen jedem Wort kam ein Kuß, „so wird's gehen: er wird kommen, aber statt in mich wird er sich in Dich verlieben und Du Dich in ihn und alle Noth wird ein Ende haben. Er ist eigentlich hübsch, mit Stephan natürlich kann er nicht verglichen werden, aber wirklich, er ist ganz passabel,“ versicherte sie gnädig. „Schade, daß ich Dir sein Bild nicht gezeigt habe; in der Tante Zimmer, das wir gestern nicht betreten und das heute früh, als sie so schnell abreisen mußte, verschlossen wurde, hängt und steht er wohl in zehn Exemplaren umher, in allen denkbaren Stellungen und Altern. Und die Tante hat für jedes ein besonderes Entzücken übrig. Als dieses Baby, als Schulknabe, als stolzer Primaner und angehender Student, die beiden letzten Male die Mühe so schief auf dem Kopf, daß sie eigentlich nur so neben der Wange hängt; dann in Manenuniform mit solch' einem vielgeliebten Flaum auf der Oberlippe, Margaret, und schließlich noch ein paarmal aus neuerer und neuester Zeit im Besitz eines so abscheulich großen Bartes, wie ich ihn Stephan niemals zu tragen gestatten würde.“

„Ich aber soll ihn reizend finden?“ entgegnete Margaret, die endlich zu Wort kommen konnte, lachend. „Das nenne ich trancher la question, Du wärst ein guter Weltregent. Nur bin ich leider in der Lage, Dein Kartenhaus schon jetzt wieder umblasen zu müssen: ich werde mich in Deinen verschmähten Bräutigam nicht verlieben, Eva.“

„Weil ich ihn verschmähte?“

„Nein, aber weil, — ach, quäle mich nicht, — ich weiß nicht, was Verlieben ist!“

„Ich will Dir's sagen, Margaret.“ Der kleinen Eva Stimme klang plötzlich ganz anders. „Sich verlieben heißt: Jemand finden, von dem wir ganz gewiß glauben und wissen, daß er das Edelste, das Beste, das bravste Herz besitzt; über dessen Kommen wir uns freuen, wie über das des Frühlings; um den wir trauern und nach dem wir uns sehnen jede Stunde, in der er fern ist; in dessen Hand wir getrost und ohne Bedenken die Führung unseres Lebens legen, kurz, zu dem wir unbegrenztes Vertrauen haben. Doch, das ist noch nicht Alles,“ fuhr sie fort und die Stimme wechselte wieder, diesmal aber war Schelmeri darin, „ehe wir ganz sicher annehmen dürfen, daß wir in Jemand verliebt seien, müssen wir erst gewiß wissen, ob...“

„Nun, ob?“

„Ach, Margaret, kann ich's zu Dir sagen? Das verstehtst Du am Ende doch noch nicht, obgleich Du zwei Jahre älter bist als ich. Sieh' mich nur nicht so fest dazu an, blicke lieber in den Spiegel, Du steckst ja wahrhaftig Dein Häubchen schief. So, — nun also ob, — ob wir uns auch gern, aber sehr gern von ihm küssen lassen würden.“

(Oho, Fräulein Eva, da käme ich allerdings viel zu spät! Das ist ja schon Alles ganz nett auf Begriffe gebracht und die Theorie offenbar bei der Praxis in die Schule gegangen! Aber was sagt Margaret dazu?)

Zunächst gar nichts und erst nach einer ziemlich langen Pause nahm Eva wieder etwas kleinlaut das Wort:

„So fürchtbar roth hättest Du nicht zu werden gebraucht, Margaret; war's denn gar so schlimm, was ich gesagt?“

„Du bist ein unverbesserlicher Wüßfang,“ entgegnete heiter die Angeredete, „und übrigens siehst Du selbst aus wie wilder Mohn. Aber komm, wir müssen nun ernstlich daran denken, uns niederzulegen.“

„Nein, nein, so schlüpfst Du mir nicht durch! Weißt Du wirklich gar nichts davon?“

„Von was?“

„O, von was? Wie Du Dich anstellst! Von dem, was ich eben gesagt! Nicht vom allerlehten, aber von dem vorher. Sollte meine schöne Margaret noch nicht den Jemand gefunden haben, zu dem sie solches Vertrauen hätte?“

Ich sprang auf; das ging zu weit, mehr durfte ich nicht hören. Was war es nur, das nach dem ersten Schritt meinen Fuß festbannte, das mich mit pochendem Herzen und fast athemlos auf die Antwort warten ließ, die drinnen erfolgen sollte, die aber nicht erfolgte! Nach einer Weile war es wieder nur Eva's Stimme, die sich hören ließ:

„Du hast den Kopf geschüttelt, Margaret, ist das eine Verneinung meiner Frage überhaupt, oder willst Du sie nur damit zurückweisen? Und doch könnte ich von Dir erwarten, daß Du Gleiches mit Gleichem vergiltst. Habe ich Dir nicht gebeichtet, so ausführlich als Du nur wünschen konntest, und willst Du nun zum Dank dafür verschlossen sein, wie Du die Jahre her geworden bist? Aber ich lasse Dich nicht! Was bedeutet das Medaillon auf Deiner Brust, Margaret?“

„Es enthält die Haare meines Vaters, Du weißt es,“ entgegnete die Gefragte hastig.

„Und was bedeutet das:

„Wie hast' ich den Schmetz sonst.
Der Sturm war mir leid;
Nun scheint mir der Winter
Die liebliche Zeit.“

„Eva!“

Es war fast ein Schrei aus dem jungen Mädchenmunde und die Sprecherin verstummte jäh. Aber auch ich hätte beinahe laut aufgeschrien. Hatte ich recht gehört oder äffte mich ein Traum? Was die kleine, unbekannte Cousine da drinnen rezitierte, das waren ja Verse, meine eigenen Verse, die ich niedergeschrieben an jenem einen kurzen, seligen Wintertag. Doch, wie kamen sie hierher? Nur Eine konnte sie besitzen und diese Eine hieß nicht Margaret! Aber wie hieß sie? Wie hieß sie? Es war die schmeichelnde Kürzung eines Namens, mit dem ihre Mutter sie nannte, doch welches Namens wußte ich nicht, und auf den abgekürzten, den ich nur einmal vernommen, konnte ich mich nachher nie mehr besinnen. Ich war in Wahrheit wie im Traum und stand eine ganze Weile, während auch von drinnen kein Laut zu mir drang, die Hände vor die Stirn gedrückt und erfolglos bemüht, Herr meiner stürmenden Gedanken zu werden. Mechanisch schritt ich endlich zum Fenster und öffnete es. Frische Nachtlust und kühle Regentropfen, die mir entgegenschlugen, thaten gute Wirkung; ich fing wieder an mich zu erinnern, wo ich eigentlich sei, im selben Augenblick freilich auch daran, daß ich nicht hier zu stehen, sondern mich auf meinen Posten zurück zu begeben habe, wollte ich anders den Räthseln dieses Abends, die sich so seltsam um mich häuften, auf die Spur kommen. So schloß ich das Fenster und trat wieder zum Sopha, mußte aber doch Margaret's erste Worte überhört haben, denn eben war es abermals Eva, die stehend begann:

„Nein, sprich nicht so hart mit mir, Dein Verdacht ist falsch. Ich will Dir ganz genau erzählen, wie ich zur Kenntniß der Verse gekommen bin. Vorgestern Abend war's. Die Reise des Tages hatte Dich ermüdet und Du schließt schon fest, als ich noch an Stephan schrieb, Du seiest angekommen und ich habe Dir bereits, wie er mir ja erlaubt, Alles erzählt. Und so froh und dankbar war ich, daß Du da warst und ich nun Jemand hatte, mit dem ich von ihm sprechen konnte, daß ich Dich noch einmal küssen wollte, ehe ich selbst schlafen ging. Als ich es that und von Deinem Bett zurücktrat, spürte ich etwas unter meinem Fuß, ich bückte mich und hob ein kleines, vielfach und wunderbar gebrochenes Papier vom Teppich auf. Es war natürlich, daß ich es entfaltete, um mich zu überzeugen, ob es aufzubewahren sei oder nicht, und gewiß ebenso natürlich, daß ich das kleine Lied las, das darauf geschrieben stand und das mir gänzlich fremd war. Recht verwundert begann ich mich, wo es nur herkomme, — da fiel mein Blick auf Dich. Die eine Schleife auf der Brust Deines Nachtkleides hatte sich gelöst und durch die Lücke erblickte ich das mir wohlbekannte Medaillon, das auf seiner Rückseite die Haare Deines Vaters birgt. Daß auch seine Vorderseite eine Kapsel enthalte, wußte ich nicht; aber ich sah es nun, denn sie stand offen und blitzschnell kam mir der Gedanke, das Papier sei am Ende hier herausgefallen. Ich legte es sorgfältig zusammen in die alten Brüche und siehe da, es paßte vollkommen hinein. Leise, leise, damit Du nicht erwachtest, schloß ich die Kapsel und schlich mich hinein in mein Zimmer, recht unruhig in meinem Innern darüber, daß ich ein Geheimniß entdeckt, das Du mir nicht selbst geoffenbart, und ungeschlüssig, ob ich Dir mein Wissen verrathen solle oder nicht. Den ganzen gestrigen Tag dachte ich darüber nach, ohne zu einem Resultat zu gelangen, und wie es dann heute kam, weißt Du. Erst der verspätete Brief des Neffen, dann der andere, der die Tante auf zwei Tage nach der Stadt rief, meine Angst, mein Fluchtplan, unsere Ausführung desselben, alles dieß ließ mich meine Entdeckung von gestern Abend vergessen. Daß ich sie gemacht, war Zufall, daß ich sie Dir aber heute Abend halb im Uebermuth verrieth, erkenne ich als Schuld. Margaret, liebe Margaret, willst Du mir die vergeben?“

„Zuerst vergib Du mir, mein Herzens-Enkel,“ bat diese mit der weichsten Stimme und ich hörte, wie die Kleine auf sie zusprang. „Sieh,“ fuhr Margaret nach einer Pause fort, „ich war so außer mir nur, weil ich so erschrocken war. Was bis jetzt Niemand ahnte, Du hast's entdeckt und weißt nun, daß auch ich thöricht sein kann, aber den ganzen Umfang meiner Thorheit kennst Du nicht. Jene Verse sind das Einzige, was mir geblieben zur Erinnerung an einen eifigen, stürmenden und doch so schönen Wintertag. Sie wurden für mich niedergeschrieben von Einem, der wohl nicht ahnt, wach' grüne Ranken der Hoffnung mein trauerndes Herz um sie und um sein Scheidewort: „Ich werde Sie wiederfinden!“ spann. Wohl habe ich längst begriffen, daß ich kein Recht hatte, mich zu grämen um ihr Verwelken; weiß ich denn, warum er mich nicht wiederfand; weiß ich, ob er mich überhaupt gesucht? Vielleicht hatte er die Absicht, aber das Geschick schreitet so manchmal hinweg auch über unsern Willen und jedenfalls war es schwer für ihn. Niemand, der Mama jetzt sieht, so blühend, so strahlend, so heitern Gemüthes, würde glauben, wie krank sie war vor und auf jener Reise nach Nizza, auf der wir ihn kennen lernten; wie verstimmt, wie aufgereg, wie voll von Mißtrauen und Eigenheiten. Sie wollte durchaus nicht leiden, daß irgend Jemand unsern Namen oder unser Reiseziel erfahre, und daß ich das letztere damals doch verrieth,

machte sie so unglücklich, daß ich mir vornahm, den erstern zu hüten, als wäre er in Wahrheit ein Geheimniß. Um das zu können mußte ich aber vor allen Dingen ihn verhindern, uns den seinigen zu sagen, und ich fürchte dieser Aufgabe manchmal nur auf Kosten der Höflichkeit gerecht geworden zu sein. In Nizza selbst fand sich Mama so unbehaglich und wurde so krank, daß wir, statt bis April oder Mai zu bleiben, schon um Weihnachten wieder abreisten, das Haus aber, in dem wir wohnten, ging zu Neujahr an einen andern Besitzer über. Er mußte viel Glück haben, sein Ziel zu erreichen, wenn er mich wirklich suchte; — ob er es that, wer will mir's künden?“ Sie schwieg. Die letzten Worte waren schon so leise gewesen, daß ich sie kaum verstand. Ja, jetzt erkannte ich auch die Stimme wieder, die holden Töne, die ich vor Jahren mir so oft in's Gedächtniß gerufen und die ich im Geräusch des Marktes nun doch vergessen hatte. Noch aber fehlte mir ihr Name. Hieß sie denn Margaret?!

„Willst Du nicht weiter zu mir sprechen?“ fragte Eva sanft.

„Gewiß, ich will, aber nicht hier. Wir müssen nun die Lichter löschen und uns niederlegen, Du siehst erschöpft aus. So wenig ist's, was ich noch zu sagen habe — es soll Dein Schlummerliebchen sein.“

„Wie Du willst, Ritta mia.“

Ich hörte ihre sich entfernenden Tritte und ein Geräusch, wie wenn ein schwerer Vorhang zugezogen wird, dann keinen Laut mehr.

Ich aber hatte Mühe, mich still zu verhalten, nicht laut aufzujubeln. „Ritta mia!“ Das schmeichelnde Wort aus Eva's Munde hatte auch das letzte Dunkel zerstreut. Das war der Name, um den mein Gehirn sich vergeblich abgemüht — Ritta — so hatte die Mutter sie genannt. Sie war's, sie war's wirklich, und sagte ihr denn keine Ahnung, daß Der, von dem sie nicht wußte, ob er sie gesucht, und der dieß doch gethan mit tausend Schmerzen, hier nur durch eine dünne Wand von ihr getrennt, die Arme nach ihr ausbreitete, selig, wie noch nie in seinem Leben? „Laß die Ranken wieder grünen,“ flüsterte ich, „sie sollen blühen und Früchte tragen und jeden Augenblick, der Dir ein trüber war um meinetwillen, will ich aus Deinem Gedächtniß verwischen mit meiner heißen Liebe. O, Dank dem Schicksal, das mich Dich wiederfinden ließ, und daß ich unvergessen blieb, dafür Dank, tausendfachen Dank Dir, Margaret, meine Margaret!“

Es schien mir unmöglich, in dieser Nacht zu schlafen. Zwar löschte ich die Kerzen und warf mich angekleidet auf mein Bett, aber nur, um auf den schnellen Flügeln wacher Träume mich zurücktragen zu lassen zu jenem Tag, an dem ich Margaret zum ersten Mal gesehen.

(Schluß folgt.)

Vierzehntausend Fuß über Meer.

(Bild S. 172.)

Es gehet zu den großartigsten Genüssen, eine Ballonfahrt mitzumachen; die Eindrücke, welche man hiebei empfängt, vermischen sich nie. Allerdings, wenn der Ballon über die Erde sich erhebt, die Gondel in starken Schwingungen hin und her schwebt, der starke Luftzug dann das schnelle Emporfahren verursacht, das dem Ballonpassagier zuerst fast den Athem benimmt, wird Einem recht ängstlich zu Muth, ja, etwas wie Seekrankheit meldet sich. Bald jedoch, sobald der Ballon etwa fünftausend Fuß hoch ist, und das dauert kaum sechs Minuten, verschwinden alle Angstgefühle bei der jetzt ganz ruhigen Fahrt, und vor den Augen der Mitfahrenden breiten sich nie geahnte Wunder aus. Da liegt zu Füßen der Gondelinassen die Erde gleich einer zauberischen Landschaft, die Städte und Dörfer handgroß, die Fahrwege Schmale, die Flüsse blinzelnde Bänder, die Wälder wollige Flecken, die Berge wie Spielzeug klein, von den Menschen nicht eine Spur sichtbar. Indem wir diese Wahrnehmung machen, sind wir wieder mehrere Tausend Fuß höher. Immer weiter breitet sich das sozusagen geographische Bild unter uns aus. Das Einzelne verschwindet gänzlich, die Erde gleicht stets mehr einer gemalten Landschaft, aber über uns tritt nun ein noch zaubervolleres Bild uns entgegen: die Pracht der Wolken — das Dunkel und Schimmert wie geschmolzenes Silber, wir nähern uns dieser Region, der Himmel scheint blauer, die Luft ist dünn und kalt, unsere Worte haben keinen Klang mehr, ein Pistolenknall klingt nur noch, wie wenn ein nasses Papierblatt gegen ein Fenster geweht wird. Der Himmel ist schwarzblau wie in der Nacht, der leuchtende Athem, der sich nur mühsam unserer Brust entringt, gefriert vor unserem Munde zu Reif, unter uns liegt dämmernder Nebel, die Stille hier ist entsetzlich. Wir sind zwanzigtausend Fuß hoch — der Führer des Ballons öffnet die Klappe, Gas strömt aus und wir sinken. Es wird wärmer, die Brust athmet freier, wir ziehen tief die klare, kalte Luft ein und allmählich tritt wieder unter uns das sanfte, milde, jetzt uns wunderbar traut erscheinende Bild der Mutter Erde hervor.

Einem solchen Moment einer Luftballonfahrt veranschaulicht unsere Illustration hier, welche nicht nach der Phantasie und hinter dem warmen Ofen entstanden ist, sondern unzweifelhaft dem Zeugnisse Jemandes entstammt, der eine Luftfahrt mitgemacht und sich vierzehntausend Fuß über der Erde befunden. Es ist nicht Jedermanns Glück, von einem immerhin sehr unsichern, unlenkbaren, unberechenbaren Fahrzeuge bis in die Region des ewigen Schnees sich erheben zu lassen, obwohl die Hauptgefahr beim Aufsteigen wie beim Landen fast stets nur die Erde mit ihrem festen Körpern bringt. Wer aber eine derartige Luftballonfahrt mitgemacht, hat etwas so Großartiges erlebt, wie wenige Menschen auf Erden sich dessen rühmen dürfen. Wir haben versucht, unsere Leser hier ein Bild an einem solchen fähigen Fluge in die Lüfte theilnehmen zu lassen.

Fluchbeladen.

Roman nach Emile Richbourg

von

Emile Facano.

Mit Autorrecht für die deutsche Sprache.

(Fortsetzung.)

32.

Der Jüngling war von all dem Gelesenen tief ergriffen.

Er war zu der Ueberzeugung gelangt, daß sein Vater ein von der Familie Buffières verleugneter Sprosse derselben sei.

So eröffneten ihm diese Papiere nur das Dasein eines weiteren Geheimnisses, das er zu ergründen habe.

Aber wie sollte er das anfangen? Wie lange war es schon her, seit jene Briefe an seinen ermordeten Vater geschrieben worden waren! Und angenommen selbst, daß er in Paris den Notar, den Grafen von Buffières und den Kammerdiener Germain noch am Leben trüfe, hatten dieselben nicht das Recht, ihn als einen Fremden zu betrachten und ihm zu sagen: „Wir wissen nicht, was Sie eigentlich wollen?“

Der Schluß all seiner Pläne war stets:

„Ich bin nichts, und ich vermag nichts!“

Nur seine Liebe für Blanche und das Versprechen des alten Marboche hielten ihn noch aufrecht. Und der Letztere war es, den er um Rath fragen wollte, und zwar heute noch.

Der Tag brach schon an. Er verlöschte das Licht und warf sich angezogen auf das Bett. Er ruhte einige Stunden. Gegen neun Uhr wurde er durch ein Pochen an seiner Thüre geweckt.

„Wer ist da?“ fragte er.

Die Stimme des Wirthes antwortete:

„Ein Reisender ist angekommen und wünscht Sie zu sprechen.“

Leon beeilte sich zu öffnen.

Jérôme Gosh stürzte in seine Arme.

Leon stieß einen Schrei der Ueberraschung und der Freude aus.

„Gelt, Du hast mich nicht so bald erwartet?“ sagte Gosh. „Ich hab's aber nicht länger ausgehalten ohne Dich, ich langweilte mich. Heute Nacht ist mir der Einfall gekommen, Dich aufzusuchen, und da bin ich.“ —

„Und Dein Theater?“ lachte der junge Mann. — „Rede mir nicht davon; in den kleinen Nestern ist nichts anzufangen. Was hat es mich gekostet, dem Tischler meine Idee klar zu machen! Und vor einem Monat wird er gar nicht fertig mit der Bude. Er hat noch gar nicht angefangen. Zuerst muß er sich Holz verschaffen, dann jede Latte der Länge und Höhe nach abmessen . . . kurz, ich habe mich aus dem Staub gemacht; nun kann er messen und hobeln und nageln, so viel er will.“ — „Nun, mein lieber Gosh, da kannst Du Deinem Tischler nur gleich schreiben, daß er sich seine Arbeit ersparen soll.“

Gosh machte große Augen.

„Und unser Plan?“ sagte er. — „Ist ganz geändert.“

Wir werden vielleicht hier in Saint-Jean bleiben, oder vielleicht in ein paar Tagen schon nach Paris zurückkehren.“ — „Das wäre geschickt! Aber ich verstehe nicht . . .“

„Höre mich an, und Du wirst gleich verstehen!“ Und so kurz als möglich erzählte er ihm Alles, was er in den letzten Tagen erlebt und erfahren hatte. Der alte Gosh war ganz außer sich darüber. Auch er schloß: „Das Beste wird sein, wir gehen nach Paris zurück und warten dort, bis Dir der gute alte Marboche, oder wie er heißt, Alles das mittheilt, was er Dir noch verschweigen muß. Unterdeß wirst Du fleißig sein, und in zwei Jahren kannst Du vor den Herrn Rouvenat hintreten, ob Du nun bis dahin eine Familie gefunden hast oder nicht, und kannst um die Hand seines Pothchens anhalten.“ — „Jedenfalls muß ich jetzt noch den alten Marboche sprechen, und was er dann rath, das müssen wir befolgen. Er ist mächtiger, als er scheinen will. Oft kommt es mir vor, als sei sein Bettlergewand nur eine Maske. Jedenfalls weiß er mehr als alle Anderen über die Sache, aber er ist auch unerbittlich stumm darüber aus irgend einem besonderen Grunde. Er hält sozusagen die Fäden meines Lebens in den Händen. Er hat mir gesagt: „Sie sollen der Gatte Blanche's werden!“ Und mit diesen Worten hat er mich zu seinem blinden Werkzeuge gemacht.“

Der alte Marionettenmann nickte beistimmend. Dann sagte er: „Warten wir also, was der alte Marboche beschließen wird. Unterdeß laß mich einmal den Brief der alten Marianne lesen, von dem Du mir erzählt hast. Ich möchte gern alle Details wissen.“

Leon reichte ihm denselben. Jérôme Gosh durchlief ihn aufmerksam. Bei der Erwähnung der Familie Buffières aber stieß er einen Schrei der Ueberraschung aus, und das Papier zitterte in seinen Händen.

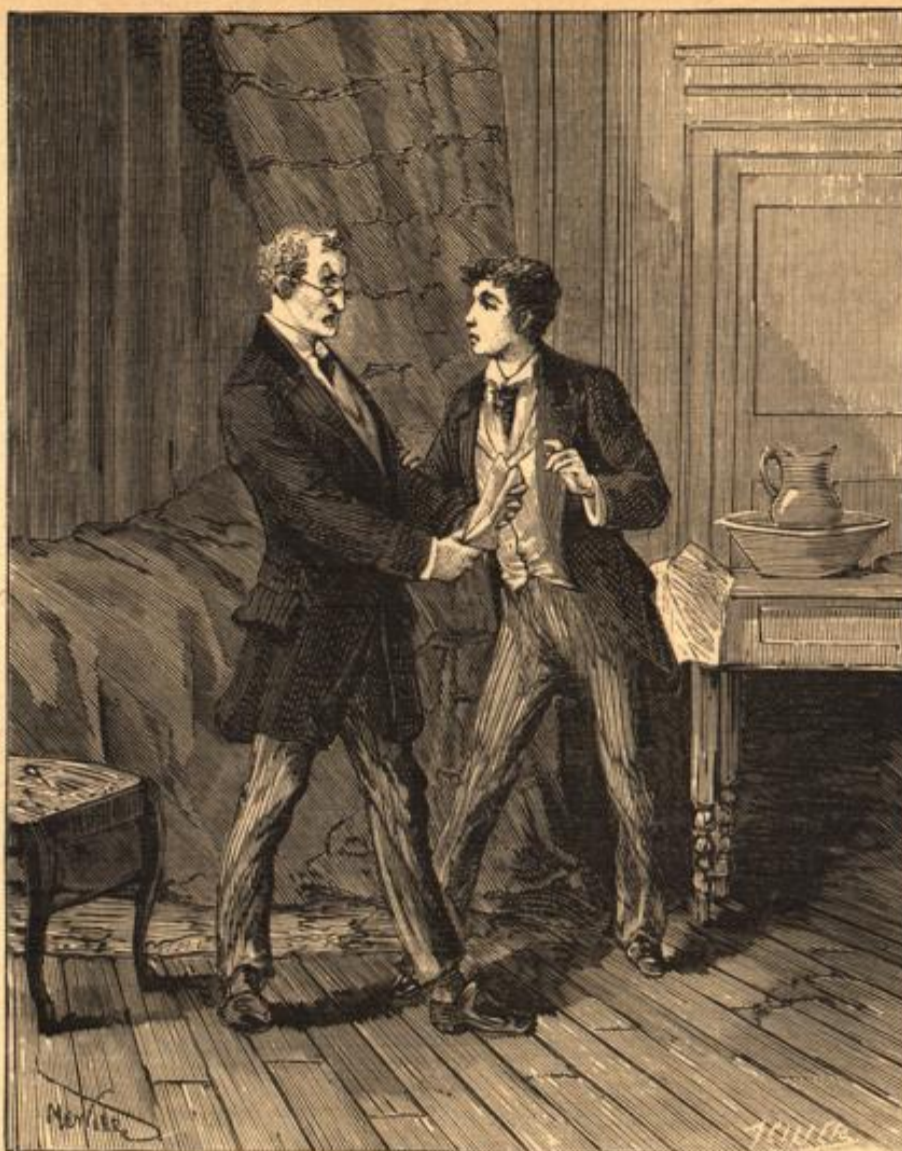
„Was gibts?“ rief Leon voll Unruhe. — „Laß mich auslesen,“ entgegnete Jérôme.

Dann als er zu Ende war, schaute er auf. Seine Augen funkelten.

Der Jüngling befragte ihn ängstlich mit den Blicken.

„Leon!“ sagte der Gaukler. „Dein Vater war der

Sohn des Grafen und der Gräfin von Bussières!" — "Woher weißt Du das?" rief der Jüngling in heftigster Bewegung. — "Ich kenne die Gräfin." — "Du kennst sie..." — "Ja." — "Woraus aber schließt Du, daß dieses verstohene und verleugnete Kind der eigene Sohn des Grafen und der Gräfin von Bussières sei?" — "Und doch ist es so." — "D erkläre Dich, rede!" — "Wie ich Dir sagte, kenne ich die Frau Gräfin, die mich stets mit der unendlichen Güte aufgenommen hat, welche ihre schönste Tugend ist. Seit vierzig Jahren schon bewohnt diese Dame ein großes, prächtiges Schloß in der Nähe von Clamecy, im Departement Nièvre. Sie ist ungeheuer reich; denn wie man sagt, könnten allein von ihren Einkünften aus dem Gute d'Arfeuille viele Gemeinden leben. Sie ist aber auch die wohlthätige Fee aller Armen. Sie lebt nur für die Müheligen und Betrübten und Glenden. Ihre Börse ist für alle Welt geöffnet. Sie hat Schulen bauen lassen, in denen arme Kinder unentgeltlich unterrichtet werden. Sie hat Waisenhäuser und Hospitäler gestiftet. Sie wird aber auch angebetet von Allen, die sie kennen. Drei Jahre schon zog ich mit meinen Marionetten herum, als ich zum ersten Male auf ihr Schloß berufen wurde, um dort für eine Schaar kleiner Schüllinge der Dame eine Vorstellung zu geben. Die Gräfin selber saß zwischen den Kleinen. Ohne anmaßend zu sein, kann ich behaupten, daß ich an diesem Abende mich selber übertraf. So zwar, daß ich nach der Vorstellung in den Salen der Gräfin gerufen wurde, die mir ihre Zufriedenheit ausdrückte. Ich mußte noch den nächsten Tag dableiben, und dann noch die ganze Woche. Ich spielte mein ganzes Repertoire ab. Gleich am ersten Tage hatte mir die edle Dame ihr Wohlwollen geschenkt. Am letzten Tage meines Aufenthaltes ward mir die Ehre zu Theil, an ihrem Tische speisen zu dürfen. Sie befragte mich da, ob ich Weib und

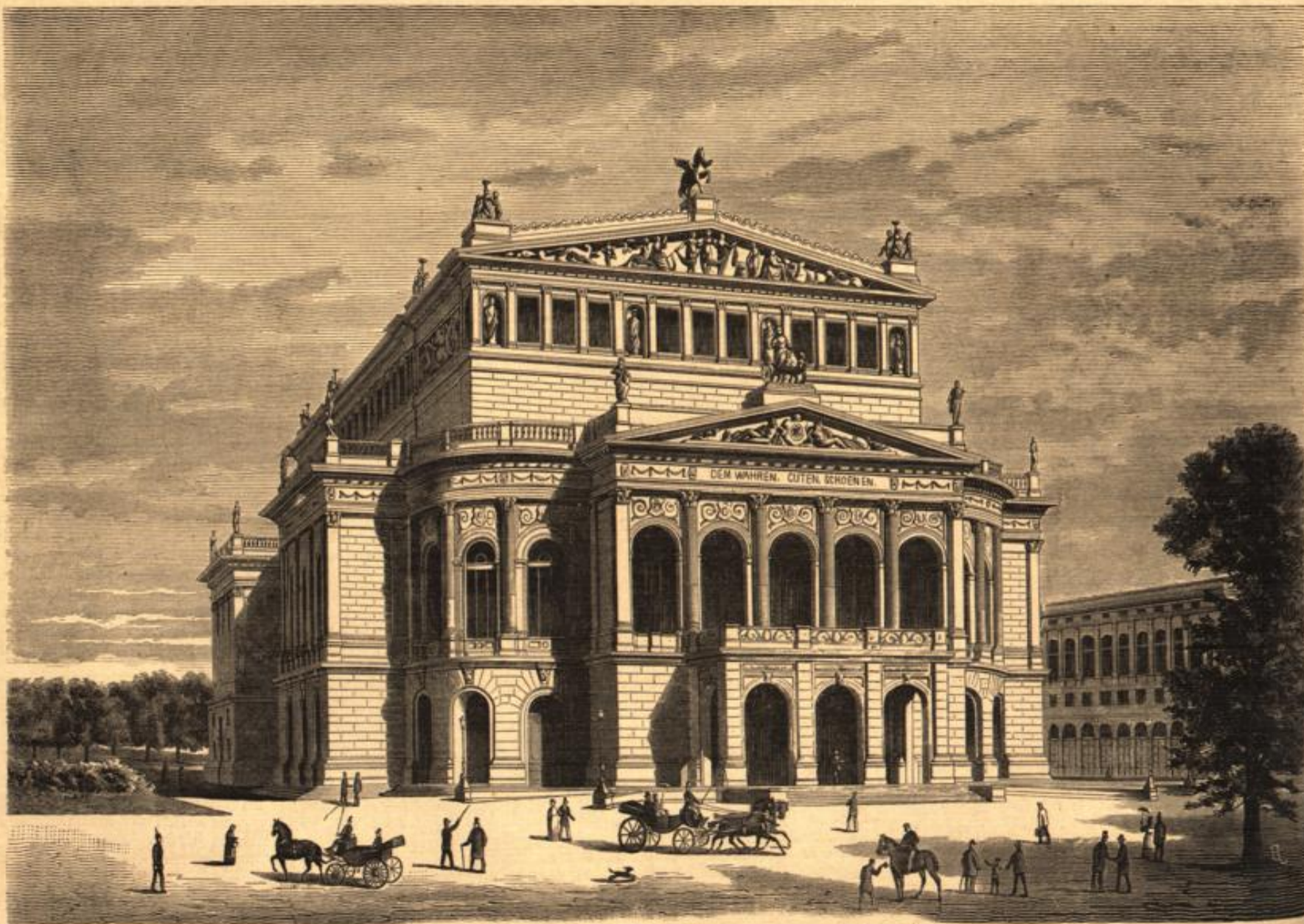


Fluchbeladen. „Leon! Dein Vater war der Sohn des Grafen und der Gräfin von Bussières.“

Kind habe. Ich hatte keinen Grund, ihr die Wahrheit zu verhehlen, und erzählte ihr meine Geschichte, in der Du eine so wichtige Rolle spieltest. Sie wurde sehr gerührt davon. So oft ich Deiner erwähnte, war sie doppelt bewegt. Zuletzt brach sie in Thränen aus. Ich war sehr verlegen darüber. Aber sie faßte sich bald wieder und sagte mit ihrer sanften Güte: „Verzeihen Sie, lieber Mann, daß ich mich nicht mehr beherrschen konnte. Sie sind nicht schuld an meinen Thränen. Der Name Leon aber, den Ihr armer kleiner Findling trägt, hat mich so schmerzlich berührt. Auch ich hatte einen Sohn, welcher Leon heißen sollte... Er würde jetzt fast dreißig Jahre alt sein.“ „So ist er todt?“ fragte ich. Die arme Dame senkte im tiefsten Schmerze das Haupt. „Sie haben mir's gesagt!“ seufzte sie qualvoll. „Aber ob es wahr ist?“ Ich schwieg natürlich. Die Gräfin schritt einigemal im Zimmer auf und nieder. Ich hörte, wie sie für sich murmelte: „Werde ich jemals die Wahrheit erfahren? Armes Kind! Was haben sie damit gemacht? Sie haben es geopfert, um es zu berauben, um einen Andern, einen Unwürdigen zu bereichern...“ So jammerte sie. Hörst Du, Leon?“

Der Jüngling hing an den Lippen des alten Gauklers; mit steigendem Athem rief er heiser, wie im Fieber:

„Kein Zweifel mehr! Weiter, o weiter!...“ — „Das ist Alles,“ sagte Gosh. „Die Gräfin hat mir nicht mehr gesagt. Wenn man aber den Namen, die Zeit und alle Umstände vereinigt... Nicht wahr?“ — „O ja, ja!“ murmelte der junge Mann. — „Seit dieser Zeit komme ich alljährlich einmal auf das Schloß der Dame, um dort eine Woche hindurch Vorstellungen zu geben. Stets fragt sie mich nach Dir, nach Deinen Fortschritten. Sie war es, die mir das Kollegium Sainte-Barbe für Dich anrieth. Schon oft äußerte sie das Verlangen, Dich zu sehen, ich mußte ihr



Das neue Opernhaus in Frankfurt a. M. Originalzeichnung. (S. 179.)

versprechen, Dich einmal nach d'Arseville zu bringen. Das kann ich jetzt thun. Willst Du, Leon, so sind wir morgen auf dem Wege nach dem Schlosse! . . ."

Leon erhob sich in heftigster Bewegung. "Ich will die Frau Gräfin von Buffières sehen," sagte er mit tönender, feierlicher Stimme. "Ihr müß ich diese Papiere übergeben, denn sie haben ihrem Sohne gehört."

33.

Marboche hatte eine schlaflose, unruhige Nacht verbracht. Was mochten die Folgen davon sein, daß Leon die

Papiere seines Vaters kannte? Marboche glaubte sicher, daß er aus denselben die Schuld Lucile Mellier's ersehen werde. Dann konnte er auch auf die Gründe schließen, welche den Mord an seinem Vater herbeigeführt hatten, und aus den Gründen — konnte man da nicht den Thäter errathen?

Nein, Marboche hatte das Geheimniß seines Wohlthäters nicht verrathen; aber er hatte Leon den Schlüssel zu demselben gegeben. Das nagte an seinem Herzen.

Die Sonne lag über Busch und Thal, als er endlich, gegen zwei Uhr Nachmittags, von seiner "Terrasse" aus des erwarteten Jünglings ansichtig wurde.

Sie setzten sich miteinander unter den Eingang einer der Grotten.

Der Jüngling wartete. Marboche wagte nicht, ihn zu befragen.

Nach einer kleinen Pause fragte er aber doch: "Haben Sie Alles gelesen?" — "Ja." — "Nun?" — "Nun, Marboche, was die Familie meiner Mutter anbetrifft, weiß ich heute nicht mehr als gestern; ich habe in den Papieren jenes Geheimniß, welches dieselben enthalten sollten, wie Sie sagten, nicht gefunden."

Marboche glaubte schlecht gehört zu haben. "Wie!" rief er, "diese Schriften enthalten nicht den

Aus unserer humoristischen Mappe.

Originalzeichnungen.



"O, Freund, das ist ja ein Saunwetter heut'." "Na, die Sän müssen doch auch a mal a Wetter haben."



"Herrgott, jetzt sehe ich Alles doppelt! Wenn ich jetzt nur no a Geld hätt'; gleich thät ich's jählen."



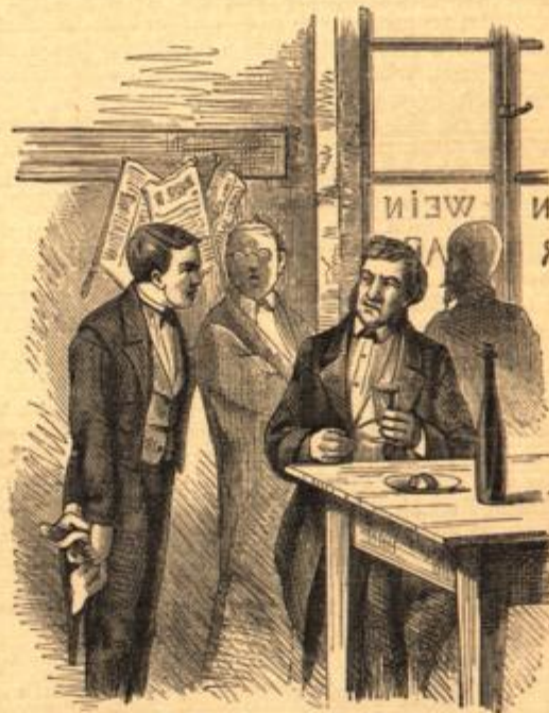
"Wovor das viele Einheizen? As De bei mir erfrierst, werd' ich Dich Deine Eltern vergüten."



"Am Sonntag bin ich auch auf der Jagd gewesen." "So, hast was kriegt?" "Ja — en Raush hab' i kriegt."



"Was ist denn mit Ihnen, Herr Bierdimpfel, man sieht Sie ja gar nicht mehr?" "Ja, ich gehe eben sehr selten mehr auß'!" "Was machen Sie denn, wenn Sie gar nicht ausgehen?" "Ei, dann geh' ich in die Brauerei zum Rosengarten, die ist gerade nebenan."



Gast: Kellner, wo habt ihr den Wein her? Kellner: Das ist Rüdesheimer, mein Herr. Gast: So — na, den könnt ihr auch hier machen lassen dann spart ihr die Frucht.

Familiennamen Ihrer Mutter?" — "Nein. Sie sagten mir nur, daß dieselbe Lucile hieß." — "Ja, Lucile," wiederholte Marboche träumerisch.

Nach einer Pause fuhr er fort: "Diese Schriften sind also keine Briefe?" — "Nur zwei Briefe sind dabei; beide aus Chebrigny, einem Dorfe, in welchem mein Vater erzogen worden ist. Denn mein Vater hat seine Familie ebensowenig gekannt wie ich, Marboche." — "Seltsam! Seltsam!" murmelte der Greis. "Also haben Sie gar nichts Entdeckt?" — "Gar nichts über meine Mutter, wie ich sagte. Nur Sie sind jetzt noch meine Hoffnung, Marboche: ich beschwöre Sie, enthüllen

Sie mir das Geheimniß, das Sie kennen und welches für mich von so großer Wichtigkeit ist!" — "Noch ist es nicht Zeit!" entgegnete der Greis. "Die Stunde nicht gekommen! . . . D, seit ich Sie kenne, seit ich weiß, wer Sie sind, ist mir dieses schreckliche Geheimniß schon zwanzigmal auf den Lippen gelegen, aber immer wieder habe ich es voll Entsetzen in meine Brust zurückgedrängt. Es ist das meine Pflicht gewesen. Ein anderer Mund muß Ihnen künden, wer Ihre Mutter gewesen ist!" — "Aber wenn dieser Mund stumm bleibt?" — "Wenn er zu lange stumm bleibt . . ." murmelte Marboche, "dann, nun dann werde ich sehen, prüfen . . ." — "Und werden wir Alles sagen?" — "Alles?

Ich weiß nicht." — "Aber wann, Marboche, wann?" — "In zwei, in drei Monaten vielleicht . . . vielleicht auch früher." — "Gut, so will ich warten." — "Sie können aber nicht hier bleiben." — "Ich will fort. Aber Blanche, Blanche . . ." — "Seien Sie ruhig, ich werde mit ihr von Ihnen sprechen. Sie kehren nach Paris zurück?" — "Ja." — "Sie werden arbeiten?" — "Ich verspreche es Ihnen." — "Sie werden mir Ihre Adresse geben, für den Fall, daß ich Ihnen etwas zu melden hätte."

Der Jüngling schrieb dieselbe auf ein Blatt seines Notizbuches, Marboche steckte sie in die Tasche. "Ich werde in der Zwischenzeit nicht müßig sein, ich will für

Sie wirken, für Sie und Blanche!" — "O Dank, Mar- doche, Dank!" — "Wann reisen Sie ab?" — "Morgen. Mein Pflegevater, Jérôme Gosh, hat mich hier aufgesucht. Er liebt mich wie sein eigenes Kind. Ich habe ihm Alles mitgeteilt: von Blanche, von Ihnen, von meinen Eltern." Marboche nickte.

"Sie haben recht gethan. Vergessen Sie nicht auf Blanche!" — "Sie vergessen! Sie, die fortan der Zweck meines Lebens, ja, mein Leben selber ist!" — "Und Ihre Kleider, die beim Schäfer geblieben sind?" — "Ich werde mir dieselben holen, sobald ein Brief von Ihnen mich hie- her zurückruft. Ich habe zum Glück andere, sonst wäre ich ja genöthigt gewesen, in den Kleidern des guten Mannes herumzuwandern, in denen ich eine gar kuriose Figur spielte. Ich habe dieselben hier in diesem Pakete mitgebracht. Sie haben wohl die Güte, Marboche, dieselben mit Dank zurück- zustellen?" — "Schön. Ich werde sie mitnehmen, wenn ich nach dem Hofe gehe." — "Und, nicht wahr, Marboche, wenn im Seuilonhose etwas vorfiel..." — "Dann schreibe ich Ihnen." — "Und dem Fräulein werden Sie sagen..." — "Dass Sie sie lieben, dass Sie stets an sie denken, und dass Sie wiederkommen werden." — "Adieu also, Marboche. Auf Wiedersehen! Nicht wahr?" — "Ja, auf baldiges Wiedersehen!"

Sie schied mit einer Umarmung. Leon schlug den Weg nach Saint-Trun ein, Marboche sank auf seinen Stein zurück. Er weinte.

Leon hatte ihm nichts von dem Briefe der alten Marianne gesagt. Sein Pflegevater hatte ihm gerathen, dem alten Bettler dieses wichtige Geheimniß noch zu ver- schweigen.

Als Leon heimkam, fand er Gosh damit beschäftigt, die Kostüme seiner kleinen Künstler auszustauben. Rigolo und Bolicinell standen, auf dem Kaminbänke lehrend, einander gegenüber und lächelten fröhlich aufeinander.

"Lass Dich nicht stören," sagte Leon. — "Nun, wann reisen wir?" fragte Gosh. — "Morgen." — "Bravo! Und übermorgen sind wir in d'Arseville." — "Und dann in Paris." — "Es ist ein Brief da für Dich. Bald hat ich drauf vergessen." — "Ein Brief!" machte Leon überrascht. "Außer Marboche weiß ja Niemand, daß ich hier wohne?"

Er nahm den Brief und erbrach ihn hastig.

Er las die Unterschrift.

"Blanche!" rief er aus.

Und ganz närrisch vor Freude sprang er im Zimmer herum. "Sie schreibt mir! Sie schreibt mir!..." jubelte er. Sein Herz schlug zum Zerspringen, das Glück erstickte ihn fast. Endlich war er ruhig genug, um den Brief zu lesen. Er lautete:

"Mein Herr! Ich habe Ihnen eine Antwort versprochen. Ich bin dieselbe den Gefühlen schuldig, die Sie für mich hegen.

"Wäre ich glücklich und reich, und hätte ich das Recht, Jemanden zu lieben, ich würde mein Dasein Ihnen wid- men, Ihnen, dessen edles Herz ich erkannt habe, Ihnen, dem meine Seele vertraut.

"Ich bin aber weder glücklich noch reich, und ich habe nicht das Recht, Jemanden zu lieben.

"Sie sollen die Wahrheit wissen, mein Herr, Sie allein: ich bin nicht die Tochter des Herrn Jacques Mellier. Mein Vater heißt Jean Renaud, und dieser Name, den Sie vielleicht kennen, trennt mich von Ihnen... für immer.

"Leben Sie wohl, leben Sie wohl! Gott mit Ihnen. Vergessen Sie die kleine Blanche."

Der Brief entsank den Händen des Jünglings.

Er wurde leichenblau, ein Krampf überkam ihn, mit einem erstikten Röcheln sank er zusammen. Gosh eilte ihm zu Hülfe und hob ihn in ein Hauteuil. Der Unglück- liche war nicht ohnmächtig, er wurde nur von einem fürch- terlichen Krampfe geschüttelt, der sich in bitterliches Weinen löste. Gosh kniete vor ihm, hätschelte ihn wie ein Kind und suchte ihn vergeblich zu trösten. Noch immer suchte der Unglückliche wie im Todeskampfe.

Gosh ergriff den Brief und durchsah ihn. Er war jetzt selber wie vernichtet.

"Blanche!" kreischte der Jüngling außer sich. "Blanche! Sie die Tochter Jean Renaud's!... Seine Tochter... Seine Tochter! O Gott! Die Tochter des Mörders meines armen Vaters!... Weh mir, weh mir! Ver- loren für mich, verloren für mich in alle Ewigkeit!!!"

Plötzlich fuhr er in die Höhe, krampfhaft, taumelnd. Seine Augen rollten wild.

"Was habe ich denn dem Leben gethan?" keuchte er. "Was habe ich denn der Welt gethan? Was habe ich denn Gott gethan?... Bin ich denn verflucht? Bin ich denn verflucht?!" schrie er wüthend.

Der Gaufler umfing ihn mit beiden Armen und rief weinend: "Mein Kind, mein Kind! Sei ruhig! Ich bin ja da, ich werde Dich trösten. Mein Kind! Mein Kind..."

Dritter Theil.

1.

Jugend, Schönheit, Verstand, Reichthum, Lebens- würdigkeit, Anmuth, die Gräfin von Buffières besaß alles das im höchsten Grade. Die Natur hatte sie mit ihren herrlichsten Geschenken überhäuft. Sie schien geboren für das Glück.

Valentine Angélique d'Arseville, der letzte Sprößling jener edlen alten Familie, hatte schon im zehnten Jahre Vater und Mutter verloren.

Der letzte Marquis d'Arseville hinterließ seiner einzigen Tochter ein Vermögen von vier Millionen in Gütern und Werthpapieren. Das schönste unter diesen Gütern war das prachtvolle Schloß d'Arseville.

Der Baron von Bierle, ein wackerer Mann, Onkel Valentines von mütterlicher Seite, wurde Vormund der Verwaisteten.

Herr von Bierle selbst war nicht reich. Mit der Waise kam auch der Wohlstand in sein Haus.

Baron Bierle hatte keine Kinder; aber einige Jahre vorher hatte er eine junge, sehr schöne und sehr kolette Frau geheirathet, welche aus erster Ehe eine Tochter Namens Laura hatte. Dieses Mädchen war um sechs Jahre älter als die Mündel des Barons.

Valentine wurde im Hause des Barons mit lebhafter Freude aufgenommen. Es schien, als solle sie der Abgott von Mutter und Tochter werden. Während der ersten Monate erstickte man sie fast mit Liebesungen. Große Feuer verlöbten bald. Kälte folgte der Schwärmerci. Das liebebedürftige Herz des Mädchens flüchtete sich an den Busen des Barons, der, ohne viel Phrasen zu machen, seine kleine Nichte aufrichtig lieb hatte.

Das Benehmen von Frau und Fräulein Bierle war ganz erklärlich. Das plötzliche Vermögen, welches in's Haus kam, erfüllte sie mit lauter Freude, vielleicht auch war wirkliche Dankbarkeit dabei. Später aber dachten Beide: nun haben wir der reichen Erbin genug gedankt, jetzt wollen wir diese ungewohnte Wohlhabenheit auch genießen. Und womöglich in Paris genießen!

Und während sich nun Frau von Bierle und Laura, welche ebenso kolett und vergnügungssüchtig war wie ihre Mutter, sich mit offenen Armen und geschlossenen Augen in den Strudel des Vergnügens stürzten, lebte Valentine vereinsamt und ohne von einer Reizung gesucht und erwärmt zu werden, an der Seite eines stillen Greises, dessen Nähe erkaltend in den Frühling dieses blühenden Mädchenlebens fiel.

Der Baron hatte die Thorheit begangen, eine Kolette zu heirathen, die um dreißig Jahre jünger war als er selber: dieser Thorheit hatte er noch die weitere beigefügt, diese Kolette närrisch zu lieben. Sie benützte den Umstand, ihn zum Sklaven aller ihrer sehr weltlichen Capricen und Launen zu machen.

Valentine, welche anfangs zu Hause unterrichtet worden, gab man in ein Pensionat, weil es Frau von Bierle so wollte. Ein junges Mädchen ist oft störend.

Valentine beklagte sich nicht darüber. Im Pensionat hatte sie Alles, was ihr bei ihrem Vormund fehlte: Luft, Bewegung, Freunde, Theilnahme.

Im Pensionat schafften sich Verlassene bald eine Familie. Fräulein Julie von Luranne, die beste Freundin Valen- tines, war die Tochter eines Magistratsbeamten und hatte einen Bruder, welcher sich ebenfalls diesem Stande widmen wollte. Julie von Luranne betete diesen Bruder an und sprach in der Pension von ihm mit einem Enthusiasmus, der sich dem Herzen des Fräuleins d'Arseville mittheilte.

Eines Tages zeigte Julie ihrer Freundin ein reizendes Miniaturporträt mit den Worten: "Wie findest Du dieses Porträt?" — "Sehr hübsch." — "Das ist mein Bruder. Nicht wahr, mein Lucien ist schön?" — "Ja, er gleicht Dir," entgegnete Valentine. Sie war damals noch nicht fünfzehn Jahre alt.

Trotzdem empfand sie von diesem Tage an eine seltsame Bewegung, so oft sie dieses Bild sah oder den Namen Lucien's aussprechen hörte.

Sie sah ihn zum ersten Male während der Ferien auf dem Lande, in seiner Familie. Sie war sechzehn Jahre alt, Lucien dreiundzwanzig.

Die Spaziergänge im Grünen zwischen Blumen, Vogelgesang und Sonnenlicht vollendeten das Werk. Val- entine und Lucien liebten einander, ohne daß Herr von Luranne eine Ahnung davon hatte, da er sonst dieser vor- aussichtlich aller Welt sehr selbstüchtig erscheinenden Liebe seines Sohnes für eine so reiche Erbin im Reime schon ein Ende gemacht hätte.

Julie freilich dachte keinen Augenblick daran, daß der Reichthum ein Hinderniß des Glückes sei. Sie liebte Lucien und sie liebte Valentine. Ihr Lieblingswunsch war, ihre Freundin als ihre Schwägerin zu erblicken.

Die beiden jungen Leute sahen sich oft bei Herrn von Luranne, bei Herrn von Bierle und selbst im Pensionat, in welchem Lucien vorgeblich seine Schwester besuchte.

Später tauschten sie Briefe.

So verfloßen zwei Jahre.

Lucien hatte sich in Paris als Advokat einschreiben lassen.

Valentine war nun in ihrem achtzehnten Jahre. Sie verließ das Pensionat, um ganz zu ihrem Vormunde zurück- zugehren. Sie kannte die Besucher des Hauses ihres Oheims nur sehr oberflächlich.

Unter ihnen befand sich der junge Graf von Buffières, welcher in den Augen der Baronin Bierle unter anderen Vorzügen auch den eines unermesslichen Reichthums hatte. Sie spekulierte auf ihn für ihre Tochter, welche bereits vier- undzwanzig Jahre zählte und deren geringe Mützigkeit sie zu keiner begehrten Partie machte.

Fräulein Laura war freilich ein sehr schönes Mädchen.

Unglücklicherweise glich ihr Charakter nur zu sehr dem ihrer Mutter, welche sehr viel Geist, aber gar kein Herz hatte.

Sie war also ebenso berechnend wie ihre Mama und beschloß, den schönen jungen Grafen um jeden Preis zu kapern, und zwar nicht nur aus Ehrgeiz, um Gräfin zu werden, sondern auch aus Liebe. Sie war närrisch verliebt in ihr Opfer.

Der junge Kavaliere ließ sich arglos in den Netzen fangen, welche die Liebeshandlung der Mama und die Liebesblicke der Tochter um ihn webten. Die beiden Jäge- rinnen waren eben daran, ihre Beute zum Hallali, d. h. zu einem Heirathsantrage zu treiben, als Fräulein d'Ar- seville aus der Pension in das Haus ihres Vormunds zu- rückkehrte.

Vom ersten Augenblick an fühlte Laura den Dämon der Eifersucht in ihrem Herzen. Denn die Situation hatte sich mit einem Schlage geändert. Der junge Graf, welcher fast ein Jahr lang den dunklen Flammenaugen der schönen Laura widerstanden hatte, ward durch den ersten schüch- tern blauen Blick der blonden Valentine besiegt.

Laura wandte Alles an, um ihr Opfer sich nicht ent- zwischen zu lassen.

Sie mußte aber nur zu bald erkennen, daß sie nichts mehr zu hoffen habe.

Jetzt bemächtigte sich ihrer der Haß. Ein dumpfer, ver- borgener, unerbittlicher, erbarmungsloser Haß.

Bald darauf hielt der Graf von Buffières bei ihrem Vormund um die Hand Valentines an. Man hatte das vorausgesehen. Laura hatte die Kraft, in ihrem zerrissenen Herzen die ohnmächtige Wuth zu bergen. Valentine hatte übrigens ihrem Vormunde geantwortet, daß sie nicht hei- rathen wolle. Schon wollte Laura wieder Hoffnung fassen. Unglücklicherweise aber hatte Valentine dem Grafen eine wahre, tiefe Reizung eingeflößt. Laura begriff gar bald, daß sie all' ihren ehrgeizigen Plänen entzogen müsse und daß der Graf für sie verloren sei für immer.

(Fortsetzung folgt.)

Das neue Frankfurter Opernhaus.

(S. 176.)

Dieser Tage wurde das neue Frankfurter Opernhaus unter dem Zeichen des Kaisers Wilhelm eingeweiht. Deutschland ist durch diesen Bau um ein neues architektonisches Kunstwerk reicher geworden und das neue Opernhaus Frankfurts ist jedenfalls das hervorragendste Bauwerk der mit monumentalen Bauten so viel- fach geschmückten Stadt. Die neue Haus entspricht der Wand- lung, welche die Stadt auch in ihrer äußern Erscheinung durch- gemacht, denn aus dem reichstädtischen, hochgiebligen, etwas mittel- alterlich düstern Frankfurt ist jetzt allmählig eine neue Stadt mit geraden Straßen voll moderner Prachtbauten entstanden. Der Maler wird dieß beklagen, die Einwohner aber in den neuen Straßen gesünder und schöner wohnen und sich wohler fühlen.

Verläßt der Wanderer das Gewühl der geschäftreichen Boden- heimerstraße, um seinen Weg nach der Außenseite der Stadt, zu dem berühmten Palmengarten zu nehmen, so wird sein Blick von einem großartigen Gebäude gefesselt, welches zur Rechten des Weges sich erhebt und im Style der an die altgriechische Architektur anknüpfenden Renaissance, nach den Plänen des verstorbenen Pro- fessors Lucae aus Berlin, errichtet ist. Das mit französischen weißen Kalksteinen (Savonnières) behauene Haus besteht aus einem großen Hauptschiffe, welches auf der Süd- und Nordseite von zwei mächtigen Giebelwänden gekrönt ist, und einem Vorder- bau, welcher die Anfahrtsallee für die Besuchenden, das Treppen- haus und den "Foyer", der bei den modernen Theaterbauten be- kanntlich nicht fehlen darf, enthält. Die Basis des Giebels am Vorderbau, dessen heilige Bogenhallen zur Aufnahme der Statuen von Goethe und Mozart bestimmt sind, enthält die Worte: "Dem Wahren, Schönen, Guten", darüber das Frankfurter Stadtwappen, gestützt von allegorischen Figuren des Rheines und Maines.

Unsere Abbildung zeigt die südliche Ansicht (Vorderansicht) des Baues. In dem daselbst sichtbaren obern Giebelwände begegnen wir einem Hochrelief, in dessen Mitte die drei Grazien Euphrosyne, Aglaia und Thalia, durch einen Kranz von Rosen verbunden, er- scheinen. Links von dieser Gruppe die Symbolisirung der Komödie: Zwei Amoretten führen den widerstrebenden Panther des Bacchus, der seinem Liebungsstiere, welches ihm den Wagen führt, eine Schale zum Trinken darreicht; an ihn lehnt sich der Gott des Scherzes, während rechts von den Grazien die Tragödie symbolisch dargestellt ist mit dem Genius des Todes, zu seinen Füßen die verflüchtende Fadel; an ihn lehnt sich eine düstere Frauengestalt, die Schuld, in deren Schooß sich ein junges Weib birgt. Hinter dieser Gruppe lauert die Rache sinnende Furie (Bildhauer Pro- fessor Raupert). Das entgegengesetzte nördliche Giebelwände, welches auf unserer Abbildung selbstverständlich nicht zur Anschauung ge- bracht werden konnte, zeigt in der Mitte die drei Parzen Lachesis, Clotho und Atropos, und zu deren Seiten, allegorisch dargestellt, das heitere und das ernste Leben, nach links und rechts die Ge- schicke der Menschen, darstellend: Amor und Psyche als Silber der Liebe, dann die Bilder der Kindheit, des Jünglings- und Mannes- alters, an den Enden rechts und links die Figuren des Schloßes und des Todes (Bildhauer Kumpf). Alle die Figuren hoch über- ragend steht auf dem Dachfirst der Vorderseite ein geflügelter Pegasus, und diesem entsprechend auf dem entgegengesetzten Giebel des Nordendes, etwas tiefer, die Poesie mit einem sich an sie schmiegenden Genius. Zwischen diesen, das Gebäude krönenden Gruppen umschweben tanzende Knaben die längs der West- und Ostseite des Firkles am Dachrande sich erhebenden Randelabak.

Zwischen den Ornamenten und den Bögen der Vorhalle, ebenso über den das Gebäude zierenden rundbogigen Seitenfenstern sind auf Wappenschildern in Basrelief die Abbildungen berühmter Dichter und Komponisten angebracht. An der Ausführung der Bildhauerarbeiten haben sich außer den schon erwähnten Meistern die Künstler Hundrieser, Herold, Wiese, Tendler, Petri, Gdard,

Schierholz, Brumow und Schwind theilhaftig. Neben der plastischen Kunst wurde zur Ausschmückung des Gebäudes auch die Malerei herbeigezogen; in Sgraffitomanier ausgeführte Felder, von dem Maler Estorf entworfen, umziehen die Seitenwände des Hauses.

Was die innere Einrichtung anlangt, so ist der Wandeschmuck noch nicht zur Ausführung gelangt, insofern er aus Skulpturen und Malereien von selbstständig künstlerischem Werthe besteht; mit der Ausführung wurde der Historienmaler Professor v. Steinle betraut. Dagegen sind die technischen inneren Einrichtungen und die Ornamentik nahezu vollendet.

Die Bühne öffnet sich in einer Breite von 12,74 Metern nach dem Zuschauerraum, ist im Uebrigen 28 Meter breit und hat mit der Hinterbühne eine Tiefe von 31 Metern. Ihre Höhe von der Sohle der Untermaschinerien bis auf den unteren Schnärboden beträgt 35 Meter. An die Bühne schließen sich außer den beiden Probefallen für Chor und Ballet die in ausreichender Zahl vorhandenen Garderobe- und Verwaltungsräume ringsum an.

Vollendet wurde der Bau, welcher vom Anlauf des Grundstücks an gegen zehn Jahre gedauert hat, unter dem Architekten Baumeister Becker. Geleitet hat das Opernhaus annähernd sechs Millionen Mark.



Humoristische Blätter

Anekdoten und Witze.

Sichere Belehrung.

Du, Vater, was ist das eigentlich, wenn's gar so bligt? Weist, Magd, das Blitzen, das ist, was man so sagt, eine Naturerscheinung. Was ist denn das, eine Naturerscheinung? Na, dummer Bub', das ist halt, wann's zum Beispiel bligt.

Sagen Sie, besser Herr Doktor, mein Onkel, der sich auf meine Empfehlung hin kürzlich an Sie gewandt hat, ist wohl nur in der Einbildung krank? Wir scheinen das entschieden der Fall, verehrter Herr! Bis jetzt wenigstens widersteht seine Gesundheit sämtlichen Arzneien, die ich ihm verschrieben habe!

Das Höchste.

Amehr: Sehn's die zwei Zwilling dort an; die kann doch Niemand leicht von einander unterscheiden. Bmeyer: Das ist noch gar nichts. Ich hab' zwei Zwillingbrüder gefannt, die sich selber miteinander verwechselt haben.

Im Meldungsamt.

Beamter: In Ihrem Meldesettel haben Sie die betreffende Rubrik mit 'kinderlos' ausgefüllt, während die Polizeinote über Sie vermeldet, daß Sie einen Sohn beim Militär und eine Tochter, als Bonne bedienstet, haben? Bauer: Aber, wann's alle Jwa vom Haus furt san, kann do i schreiben, daß i d'Kinder los bin!

Hier, Dienstmann, bringen Sie das Gemälde sofort nach der Leipziger Straße zum Einrahmen. Nehmen Sie sich aber sehr in Acht! Es ist eben erst fertig geworden und die Farben noch ganz frisch!

Ungestigen Sie sich nicht, Herr Maler! Haben Sie keine Angst nicht! Mein Kittel hat nämlich schon so viele Flecke, det er u'n bißten Oelfarbe mehr oder weniger jar nicht drauf ankommt!

Der Kameelritt.

Einer schwärmerischen Dame, welche sich nach Freiligrath's poetischen Bildern Afrikas ihre Anschauungen über diesen Erdtheil gebildet hatte, erklärte ein erfahrener Reitender einen Kameelritt durch die Wüste auf folgende drastische Art: Nehmen Sie gefälligst einen Bureauchemel zum Drehen, drehen Sie den Sockel so hoch wie möglich, setzen Sie denselben auf einen Leiterwagen ohne Federn und sich selbst auf den Schemel und fahren Sie dann in den Hundstagen, nachdem Sie vierundzwanzig Stunden gedurftet, über ein ungepflügtes Kartoffelfeld. Wenn Sie dann nicht hinunterfallen und den Hals brechen, werden Sie sehr bald einen ungefähren Begriff von dem poetischen Kameelritt durch die Wüste erlangt haben.

Das Studium.

Richter (zum Dieb Ulrich): Hattet Ihr nicht noch einen Bruder, Ulrich?

Ulrich: Er studirt, Herr Amtmann.

Richter: An dem sollt Ihr Euch ein Beispiel nehmen. Bedenkt ihr denn nicht, daß Ihr ihm Schande macht? Was studirt er denn?

Ulrich: Er will einen neuen, verbesserten Dietrich erfinden, weil der alte, den wir hatten, nicht mehr recht gesperrt hat.

Viel verlangt.

Michel: Da Boda hat si'n Fuack verstaucht, er kann gar net geh'n.

Boder: Da soll er nur g'schwind ein'n Sprung zu mir machen.



Aus allen Gebieten.

Verbesserung des Kaffees.

Man theilt den gemahlten Kaffee, den man für die gewünschte Quantität des Getränkes bedarf, in zwei gleiche Theile. Der eine wird mit kaltem Wasser zum Feuer gesetzt und fünf bis sechs Minuten gekocht. Dann gießt man ihn siedend über die andere Portion Kaffeepulver, welche sich in einem eigenen Topf befindet. Indem man so einen Theil kocht und den andern nur überbrüht, erhält man die ganze Stärke und das Aroma des Kaffees. Wer diese Zubereitung einmal versucht hat, wird sie nie mehr aufgeben.

Benützung der Elektrizität in der Mälerei.

In New-Haven (Amerika) war am 13. März ein elektrischer Mehltreiber ausgestellt, die Erfindung von zwei jungen Männern jener Stadt; die Wirkung dieser Einrichtung soll vielversprechend sein. Ueber dem Beutelzeuge ist eine Reihe Hartgummisylinder gelagert, welche langsam umlaufen, dabei sich an Schaflederstreifen reiben und so elektrifiziert werden. An diese elektrischen Rollen wird nun die leichte Kleie herangezogen und in einen besonders Behälter geleitet. Die Erzeugung des Luftstroms durch elektrische Anziehung bei der Trennung der Kleie vom Mehl soll den Verlust vermindern, zugleich aber auch die Vornahme der Arbeit in einem geschlossenen Raume entbehrlich machen und die Gefahr von Explosionen beseitigen.

Eierschalen als Töpfe für kleine Sämereien.

Wer sich eine gute Portion Eierschalen, wie dieselben nach dem Genuße von weichgekochten Eiern übrig bleiben, zusammenlegt und in dieselben dann mit einem Hölzchen eine kleine Oeffnung an dem ganz gebrochenen Ende macht, kann solche Schalen mit Erde anfüllen, in eine jede ein oder zwei Samenkörner legen, mit Bleistift den Namen auf die Schale schreiben und mit diesen gewachsenen Samentöpfchen ein mit Asche oder Sägespänen gefülltes Kistchen garniren. Ist das Pflänzchen einmal verjetztbar, so löst man die Schale langsam los und setzt Erde und Pflänzchen in Töpfe oder in den Garten.

Konservierung von Holz in der Erde.

Es werden mit einer Mischung von 2 Theilen Steinkohlensäure und 1 Theil gebranntem Kalk die Gruben ausgefüllt, in die das Holz zu stehen kommt. Die Mischung wird am besten trocken angewendet. Selbst Steinkohlensäure oder Kalk allein sind von sehr guter konservirender Wirkung. Auf einem Landgute mit großen Baumpflanzungen werden seit dreißig Jahren alle Baumpfähle z. mit dem besten Erfolge auf diese Weise geätzt. Man macht mit dem Scheitern (Hopseneisen) entsprechend tiefe und etwas weite Löcher, füllt dieselben mit Steinkohlensäure und Kalk, setzt die Pfähle ein und umgibt sie dann mit der Mischung. Bei den hohen Preisen der Stangen dürften diese Mittel auch in den Hopfenbau treibenden Gegenden Beachtung verdienen.

Interessante Bücher.

Ein für den Familienkreis sehr werthvolles Werk ist jetzt vollendet und dürfte, da die Gehezeit naht, eine Hinweilung darauf vielen Lesern, namentlich den Eltern heranwachsender Kinder, erwünscht kommen. O. v. Leizner's „Illustrierte Geschichte des deutschen Schriftthums“ (Leipzig, Spamer) liegt jetzt in zwei stattlichen Bänden hübsch gebunden fertig vor. Wir besitzen in dieser populären Geschichte unserer Literatur ein Werk, das durch Wahrhaftigkeit, Reichtum an Stoff, Unparteilichkeit und hohen moralischen Standpunkt zu den besten Büchern der Art gehört. Der Autor, bekannt als geistvoller und überaus kenntnißreicher Literaturhistoriker, beherrscht das ungeheure Gebiet unserer Literatur von den Anfängen an bis zu unseren Tagen (1880) wie selten Einer; alle irgendwie für ihre Zeit sowohl wie für die Geschichte des deutschen Schriftthums interessanten oder hervorragenden Dichter und Prosaisler, Historiker zc. werden eingehend behandelt, ihre Hauptwerke kritisiert und ihr literarischer Charakter geschildert. Dabei hat Leizner stets das Ewige, Wahre, Bleibende als zu erstrebendes Ziel unserer Literatur überhaupt hingestellt. Aus diesem Grunde wohnt dieser Literaturgeschichte eine große bildende und veredelnde Kraft gerade für die heranwachsende Jugend, junge Mädchen, junge Männer, inne, und auch Erwachsene und Gereifte werden die gediegenen und geistvoll klaren Darstellungen des Autors mit Interesse und Nutzen lesen. Ausgestattet ist das Buch mit vortrefflichem Druck und einer großen Menge von Illustrationen, Porträts, Facsimiles der Dichter, Dichterheime, Dichterguppen und anderen die Literatur und Geschichte der betreffenden Zeiten und das Leben der Dichter berührenden Bildern. Das Buch ist ein würdiges und schönes Festgeschenk.

Unter den deutschen Modezeitungen hat die „Modenwelt“, begründet 1865, einen so hervorragenden Erfolg gehabt, daß es interessiren dürfte, den Gründen dieser Erscheinung nachzuforschen. Sehen wir uns einen Jahrgang — und zwar den letzten — dieser Zeitschrift an, so springt uns sofort in's Auge, daß hier ein großer Reichtum, eine große Mannigfaltigkeit an Mustern für Toilette und Handarbeit vorliegt — eine ungeheure Phantasie-thätigkeit sozusagen des gesammten Frauengeschlechtes, die sich kundgibt in den Einfaltungen von Mustern, nach welchen die Zeich-

nungen für die Illustrationen gemacht werden. Gegen 2000 Abbildungen bringt der Jahrgang, versehen mit Beschreibungen, die sich über jede Art der Garderobe und Leibwäsche für Erwachsene und Kinder erstrecken. Die Arbeitsmuster behandeln die verschiedensten Stickerarten, Näh- und Spinnenarbeit, die Strick- und Häkel-, Quipure-, Rahmen- und Knäpferarbeiten, sogar die Spitzenklöppelei und das Blumenmachen aus Wolle, Federn, Papier. Für den Hausgebrauch wie für gewerbliche Thätigkeit ist diese „Modenwelt“ eine unerjchöpfliche Fundgrube. Das scheint das deutsche Publikum erkannt zu haben, und darin liegt auch wohl der Grund für die große Verbreitung dieser Modenzeitung.

Bilderräthsel.



Auflösung des Bilderräthfels Seite 155:

Armut ist die Last, die immer schwerer wird, je Mehrere daran tragen.

Mit dieser Nummer wurde ausgegeben No. 7 des neunten Jahrgangs

„Deutschen Romanbibliothek“.

Preis in wöchentlichen Nummern nur 2 Mark pro Quartal, in 14 tägigen Heften nur 35 Pf. pro Heft. Die bis jetzt erschienenen Nummern dieses neuen Jahrgangs enthalten neben einem reichhaltigen Illustrationen:

Kaiserin Elisabeth, Roman von Gregor Samarow.

Im Dramontan, Roman von G. v. Dindlage.

Soeben hat neu begonnen:

Die Sturmhexe.

Roman von Gräfin M. Keyserling, geb. v. Bönniges.

In das Abonnement auf den neunten Jahrgang von „Deutsche Romanbibliothek“ kann sofort eingetreten werden, und zwar geschieht dies am besten bei derselben Buchhandlung oder Postanstalt, von welcher man „Illustrierte Welt“ bezieht.

Stuttgart.

Die Verlagsbuchhandlung: Eduard Hallberger.

Kleine Korrespondenz.



Hrn. T. S. D. in Wien. Weihnachtsphilosophie recht hübsch — aber mehr für Privatfreize.

Hrn. H. Kennig in Schweidnitz. Ja! J. Erlach, Belocpedenabril in Rosspisch bei Wilsch.

Hrn. E. Knort. Wenn Sie kein Anabe sind, fragt Sie Niemand nach einem Paß. — Eine seltsame Bette.

Hrn. Oskar H. in Dr. Talent vorhanden, jedoch für den Druck in der „Illust. Welt“ noch nicht reif genug.

Abonnet in W. Das Rtht auf verschiedene Schwierigkeiten hier, da ähnliche Sammlungen am Orte bestehen.

Wichtige Ufungen von Rebus, Charaden, Räthfeln, Wäffelspringen zc. sind und zugestommen von: Frn. Flora Reichard, Ribeld; Rathilde Lange, Berlin; Anna Larre, Berlin; Ottilie Gänder, Leipzig; Verba Sommer, Ulm; Anna Hermann, München; Frau Emma Häfel, Soch; F. Frihe, Stettin; Hr. E. Wegel, Strahburg; E. Voigtländer und Otto Haase, Stettin; A. Commons, Schem; G. Hecht, Brooklyn; G. Eger, Dresden; O. Deppisch, Lambrecht; L. Dehmel, Hirschberg; D. Emald, Rabern; L. Zbielt, Dresden; H. Paul, Oppeln; Al. Kirchris, Freiberg; G. Schneider, Oppeln; A. Hartl, Obreischoorf; Adler, Harburg; H. Kallenbrunn, Breslau; A. Kuttcher, Dresden.

Hrn. L. Pfulmann. In New-York.

Hrn. C. B. in Schdnnewerda. 1) Edemann's Verlag in Stuttgart. 2) L. Hartleben in Wien.

C. A. in R. Das Anagramm hat gefehlt.

Hrn. Ch. B. in Untersteinach. 1) „Der Naturaliensammler“ von Dr. L. Eger (Wien, Fisch & Feid) gibt darüber Auskunft. 2) In jeder größeren Stadt ist eine solche.

Hrn. R. Röhling. Wie finden sie in den Katalogen nicht. Wenden Sie sich an eine Buchhandlung Ihres Ortes.

Hrn. R. C. in F. Uns nicht bekannt.

Hrn. R...ler in L. „Erwidern“ und „Erwidern“ ist beides gleich richtig.

Ärztliche Korrespondenz.

Hrn. von D. in Berlin. 1) Das angefragte Surrogat, welches von Vielen dem Kaffee zugesetzt wird, verschlechtert wohl dessen Geschmack, ist aber der Gesundheit unschädlich.

Hrn. Veruh. G. in L. Ueber ein derartiges Rückenmarksteifen kann nur die persönliche Untersuchung eines Arztes Aufklärung verschaffen.

Hrn. W. M. in L. im W. Beginnende Kropfbildung kann allerdings durch äußerliche Behandlung, mit Jodpräparaten radikal beseitigt werden.

Hrn. P. Abonnent in L. Bis jetzt haben sich immer noch die Hörrohre für Schwerhörige als die besten und einfachsten Instrumente bewährt.

Anfragen.

5) Wie färbt man Moos schön dunkelgrün, vielleicht auch etwas glänzend?

Redaktion: Carl Hallberger. Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Inhalts-Übersicht.

Text: Die „Donna Anna“, Roman von Rosenhal-Bonin. Fortsetzung. — Im montenegrinischen Lager bei Antivari. — Schiller's Werke. — Vögel in der Volkslage und im Volksleben, von H. Sandelin. IV. — Durch die Thäler, Novelle von S. Vinber. — Bierzehntausend Fuß über Meer. — Flugbeladen, Roman nach Emile Richbourg von Emile Racane. Fortsetzung. — Das neue Frankfurter Opernhaus. — Humoreske Blätter. — Aus allen Gebieten. — Interessante Wäher. — Bilderzettel. — Kleine Korrespondenz. Illustrationen: Im montenegrinischen Lager bei Antivari. — Bierzehntausend Fuß über Meer. — Der Ring des Polykrates; Die Viccolomini, S. Kutjun, 3. Auftritt; Wallenstein's Tod, S. Kutjun, 13. Auftritt. Aus Hallbergers illustrierter Prosa-Ausgabe von Schiller's Werken. — Flugbeladen: „Leon! Dein Vater war der Sohn des Grafen und der Gräfin von Vassières.“ — Das neue Opernhaus in Frankfurt a. M., Originalzeichnung. — Aus unserer humoristischen Kasse, Originalzeichnungen.

Im Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

My Lady.

Roman von Hans Wadenhusen.

Preis broschirt M. 5. —; fein gebunden M. 6. —

In diesem neuen Roman bietet uns der beliebte Autor einen der pikantesten Stoffe, den er seinem reichen und wechselvollen Reiselben entnommen. Prägung und in plötzlicher Gedrängtheit führt uns die Erzählung zunächst an Bord eines Indien-Dampfers, in die Dardanellen, dann nach London und Paris in das Centrum des hoch-leben, endlich nach Baden-Baden, wo sie ihre Lösung findet.

Ankündigungen.

Die Smal gepaltene Kopierzelle 60 Pfg.

Verlag v. V. F. Voigt in Weimar.

Die Blattpflanzen

deren Kultur im Zimmer von Dr. Leopold Dippel, ord. Professor in Darmstadt. Zweite verb. und verm. Auflage. Mit 34 eingedruckt. Holzschritten. 1880. gr. 8. Geb. 5 Pfg. Vorrätig in allen Buchhandlungen.

Für jeden Schreibtisch notwendig! Paul Moser's Notizkalender als Schreibunterlage für 1881. In eleg. Ganzleinwandmappe mit grünem Tuchpapier überzogen. Mit Löschpapier durchschossen. Preis 2 Mark.

Verlag des Berliner Lithogr. Instituts, Berlin W., Potsdamerstr. 110. In allen Buchhandlungen zu haben. Von der Verlagshandlung nur gegen Einsendung des Betrages (2 Exemplare portofrei) od. gegen Nachnahme. Redaktion des „Ueber Land und Meer“ 1879, Nr. 10 (Dez.): Als überaus praktisch hat sich Paul Moser's Notizkalender bewährt, und wollen wir nicht veräumen, auch dieses Jahr auf ihn nachdrücklich hinzuweisen und ihn unseren Lesern zu empfehlen. Wer den Kalender einmal besitzt, ist sein Abonnent für alle Zeit....

Eigene Arbeit! Preisgekrönt Düsseldorf 1880 für „hervorragende Leistung“. Violinen von 4-30 Mk., berühmte Meister 30-200 Mk. Bogen 1-30 Mk., Etuis 3/4-40 Mk. Gitarren 4-50 Mk. Saiten von vorzügl. Haltbarkeit. Garantie! Die patent. Stumme Violine z. Studiren (eigene Erfindung). Bratschen, Celli und Bässe. Reparaturen! Empf. von Wilhelmj, Sarasate, Sauret, Singer etc. Export! Wiederverk. Rabatt. Preis-courante franco. 294. Gebrüder Wolff, Saiten-Instrumentenfabrik Creuznach.

Pianos, Walzenherb (fein Eisen) 150 bis 400 Thlr., Buchbaum (Weiser) 150 bis 400 Thlr., Ebenholz (mit. fein Eisen) im Renommee-Stil bis 500 Thlr., mit Kohlenemfangendem Ton, ganz in Eisen, empfohlen bei 10-jähriger Garantie. Auf Abzahlung unter günstigen Bedingungen von monatlich 30 Mark an. Preis-courante und Anerkennungs-schreiben gratis und franco. 314. Hermann Heiser & Co., Pianofabr. Unter den Linden 12. Berlin.

Bode & Troupe, Hannover, Fabrik feuer- und diebessicherer Geldschränke, empfehlen: Diebstahlsichere Kassetten elegant gearbeitet, blank und moirirt, mit Schlüssel. Nr. 1 2 3 4 5 6 7. Länge cm. 14 16 20 24 30 35 40. Breite cm. 10 12 15 18 20 25 30. Höhe cm. 6 8 8 10 11 12 14. Preis Mk. 9,50 10,50 13,50 19,50 24 32 40 inkl. Verz. in einer Reihe. Kein Loch und zum Schlüsselgeh auf einem Tisch oder in einem Schrank eingehängt. Preis Mk. 11,00 12,00 15,00 21,00 27,00 35,00 44. 167 Preis-courante gratis u. franco.

Erwerbs-Katalog für Jedermann gratis. 204. Wih. Schiller & Co., Berlin O.



Einladung zum Abonnement auf die

Modenwelt.

Illustrierte Zeitung für Toilette und Handarbeiten.

Begründet 1. Oktober 1865. — Alle 14 Tage eine Nummer. — Preis vierteljährlich M. 1,25. oder 75 Kr. Oe. W.

Jährlich erscheinen:

24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibungen, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche. Ferner finden die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange die eingehendste Behandlung: Bunt- und Weißstickerei jeder Art, Leinenstickerei in Kreuzstich und verschiedenen doppelseitigen Stickstichen; Näh- und Spitzenarbeit; Spitzenstich in Mull, Batist, Tüll etc.; irische Spitzenarbeit, Durchzug in Tüll, Durchbruch in Leinwand etc.; die verschiedensten Tapissere-, Strick-, Häkel-, frivolitäten-, filet-, filet-Guipure-, Knöpf- und Rahmen-Arbeiten; geflöppelte Spitzen; Blumen aus Papier, Wolle, Federn etc.; Mosaik in Seidenzeug, Tuch etc. und Phantasie-Arbeiten jeder Art.

12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe, 400 Mustervorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Soutache etc., sowie zahlreichen Namens-Chiffren, Monogrammen und ganzen Alphabeten in Kreuzstich- und Weißstickerei.

Die Auflage (in deutscher Sprache) beträgt gegenwärtig 290,000. — Uebersetzungen in französischer, italienischer, spanischer, portugiesischer, englischer, holländischer, dänischer, schwedischer, russischer, polnischer, ungarischer und böhmischer Sprache erscheinen in weiteren 302,000 Exemplaren zu Paris, Brüssel, Mailand, Madrid, Rio de Janeiro, London, Philadelphia und New-York, im Haag, zu Kopenhagen, Malmö und Stockholm, St. Petersburg, Warschau, Budapest, Jungbunzlau und Prag. Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postämtern. Die Expedition der Modenwelt zu Berlin.



Berlin. Central-Hotel. Friedrichstrasse nahe den Linden. 400 Schlafzimmer und Salons. 2 Personenaufzüge. Zimmer mit Service und Licht von Mk. 2. 50. an. Prachtvoller Wintergarten mit täglichen Konzerten. Table d'hôte 3 und 4 Mark. — Post, Telegraph und Eisenbahnbillets im Hotel.

Privatleute kaufen ihren Bedarf an leinenen Zolentüchern, Leinwand, Handtüchern, Tisch- und Bettzeugen etc. am besten und billigsten aus der bekannten Leinwandweberei von Wilhelm Bertram, Tauban, oder dessen autorisierten Vertretungen. — Mein Geschäft ist ausdrücklich zum Verkauf an Privat eingewidmet, so daß auch die kleinsten Aufträge auf das Sorgfältigste erledigt werden. Muster und Preislisten stehen gratis und franco zu Diensten.



Dr. Ludw. Steffen, Stettin, empfiehlt sein großes Lager in Cuttaren und Äthern, als: Prim, Kongert, Boh, Marine, Glegie, Marquetterie, Banjo und Streich. — Jithern unter Garantie der Gediegenheit von 12 Mark an bis zu den feinsten, nebst Schule zum Selbstlernen. Preis-Courante gratis und franco. 318.

Compressions-Dilatator in allen Staaten patentirt. 274. Wichtige Erfindung für Herren jeden Alters. Broschüren und Prospekte versandt franco gegen Einzahlung von 50 Pfg. in Briefmarken: Generalagent Bujatti in Nürnberg. WIE stillt man d. Ausfallen d. Haare sofort? besorgt man abnorme Röhre d. Nase? Wilsenquell, Abb. 29, 30, 31, d. Verlag d. Union, Dresden.

Das schönste, amüsanteste Festgeschenk für jeden Haushalt ist unstreitig Boscio's Cigarren-Etuis mit Wunder-Spitzen-Zanberbildchen. Ausgabe I: Eleganter Karton mit 1 Et. echt Weichsel-Cigarrenspitze m. Verz. 1 Et. echt Weichsel-Cigarrenspitze. 1 Et. echt Weichsel-Cigarrenspitze gefächelt. 200 St. Zanberbildchen, humor. Genre-Portraits. Preis 5 Mark. Ausgabe II: Eleganter Karton mit 1 Et. echt Weichsel-Cigarrenspitze m. Verz. 1 Et. echt Weichsel-Cigarrenspitze. 100 St. Zanberbildchen, humor. Genre-Portraits. Preis 3 Mark. Gebrauchsanweisung in 3 Sprachen in jedem Karton. Gegen Einzahlung des Betrages oder Radnahme zu beziehen von H. Gessner in Halberstadt. Jedermann lasse sich meinen Preis-courant über Festgeschenke senden.

SCHUTZMARKE Fahnen, gestickt, für Vereine jeder Art. liefert J. A. Hietel, Leipzig, Königl. Hoflieferant. Preis-courant auf allen Feststellungen.

Panzer-Uhrketten, von echt Gold nicht zu unterscheiden, 5 Jahre schriftlich Garantie. Herren-Kette Stk. 5 Mark. Damen-Kette mit eleg. Chaette Stk. 6 Mark. Garantie-Schein. Für die heute bei mir gefaulete Panzerkette übernehme ich eine Garantie auf 5 Jahre, d. h. ich nehme diese Kette gegen Zahlung des dafür erlegten Preises zurück, falls dieselbe innerhalb eines Jahres Gebrauches (sogar mit. R. Grünbaum, Berlin O., 34 Jerusalemstr., 324.

C.W. Möller, Hof., Berlin, Alexanderstr. 40. vert. des gr. Pracht-Maleralbum mit 300 Abbildungen über alle Kunstgegenstände. Jedes Bildblatt u. Gegenstande gratis u. franco nach allen Himmelsrichtungen der Welt! 174

Preisherabsetzung! Eine ganze köstliche Bibliothek für 30 Mark in sehr eleganten, reich mit Gold verzierten Einbänden. 1) Schiller's sämtliche Werke, 12 Bände. 2) Goethe's Werke, 16 Bände. 3) Lessing's sämtliche Werke, 6 Bände. 4) Körner's sämtliche Werke in 1 Bande. 5) Hauff's sämtliche Werke, 2 Bände. 6) Schekspere's dram. Werke, 12 Bände. 7) Müllers, köstliche Romane in 1 Bande. 8) Dichters sämtliche hum. Romane, 3 Bände. Alle acht anerkannt vorzüglichen Werke in den prachtvollsten Einbänden für nur 30 Mark! unter Garantie für neu und fehlerfrei liefert Selmar Bahne's Buchhandlung, Berlin S., Pringelstr. 54. Verschickung geht Jedermann täglich frei. Verbands gegen Einzahlung oder Nachnahme.

Meine vorzüglich singenden Kanarienvögel (meine Broschüre à 50 Pfg. gratis) halte ich zur Versendung bereit. R. Maschke, St. Andreasberg im Harz. Geschicklicher, hübscher Kanarienvogel, Nervenschwäche heilt: Dr. R. Maschke, St. Andreasberg, 113. Brosch. gratis. Prospekt über d. sehr gütig. Erfolg gratis.